



Illustrirte Familien-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Hirsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Kahn.

In meinem Zimmer hängt ein kleines Bildniß, welches vor nunmehr hundert Jahren in den Besitz meiner Vorfahren gelangte. Es ist ein Aquarell und stellt eine junge Dame dar mit mächtig hoher, weißgepudelter Haarfrisur, ein Gesichtchen von stiller, vornehmer Schönheit: die letzte Gräfin von Waldbrunn oder Walbrunn auf Schloß Walbrunn zu Partenheim. Dort wohnten meine Vorfahren als „Hofjuden oder Hoffaktoren“ der Grafen von Walbrunn, wie auch der Grafen von Ingelheim. Die Beziehungen zwischen den Schloßherren und ihren Hofjuden müssen, nach einigen Briefen und Dokumenten, welche bis vor wenigen Jahren noch vorhanden waren, zu schließen, die denkbar besten gewesen sein. In ganz besonderer Gunst stand bei den Herren von Walbrunn mein Urgroßvater, Löw Partenheim genannt.

Zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, hatten die wenigsten Juden einen Familiennamen. Sie setzten zu ihrem Vornamen gewöhnlich den Namen ihres Geburtsortes, den ihre Nachkommen dann als Familienbezeichnung beibehielten. Als Zeichen ihrer Huld verliehen die Herren von Walbrunn ihrem Hoffaktor als „Privilegium de non appellando“ im Jahre 1784 den Familiennamen „Hirsch“, ein Jahr später die Herren von Dahlheim und Sorgenloch ihrem Hofjuden Nathan zu Udenheim den Familiennamen „Kahn“. Und auf besondere Verwendung der am Hofe zu Darmstadt viel verkehrenden Herren durften die Hofjuden Hirsch in Partenheim und Kahn in Udenheim Grundbesitz erwerben, was bisher keinem ihrer Glaubensgenossen im Landgrafenenthum Hessen¹⁾ gestattet war. Obwohl nun beide Familien ihre wirklichen Eigennamen auf einem Dokument verbrieft besaßen, hörten weder Bauern noch Juden auf, den einen meiner Vorfahren und auch dessen Sohn nach seinem Wohnort Nathan und Aron

Udenheim, den anderen, den Hofjuden, Löw Partenheim zu nennen. Diese Gepflogenheit ist unter den Juden übrigens so tief eingewurzelt, daß sie selbst heute noch an vielen Orten gang und gäbe ist und der Träger eines Familiennamens wie Meyer, Stein, Kallmann etc. öfters als Joseph Sprendlinger, Simon Ingelheim oder Susmann Worms weiter bekannt ist.

Löw Partenheim, der Hofjude, war viele Meilen im Umkreis wegen seiner bevorzugten Stellung bei den Grafen, wie wegen seines Reichthums und seiner an Verschwendung grenzenden Wohlthätigkeit allverehrt. Sein an Ansehen und Besitz in gleichem Range stehender Freund Aron Kahn war ihm nur an Gelehrsamkeit und Frömmigkeit überlegen. Doch besaß Löw Partenheim außer seinem Reichthum ein Kleinod, das dereinst die beiden so hoch angesehenen Männer noch näher zusammenbringen sollte: die älteste Tochter, die Bepp,²⁾ deren blendende Schönheit einen wahren Sagenkreis um sie wob. Die Juden der Umgegend pflegten zu sagen, seit Esther, der Gemahlin des Perserkönigs Ahasverus, und Esterka, der Gattin des Polenkönigs Casimir, habe es kein so schönes Judenmädchen gegeben, wie Löw Partenheim's Bepp. Mein Großvater, dessen Schwester sie war, gerieth ordentlich in Erstaunen, wenn er auf sie zu sprechen kam. „Sie war wie aus Marmor, mit braunen Haaren und blauen Augen“, pflegte er zu sagen, „und das Gesicht wie Purpur auf Marmor gepinselt“. Der Großvater, der sich gerne in poetischen Wendungen ausdrückte, meinte, das Hohelied habe ganz auf die Bepp gepaßt: „So schön wie sie war, so schön und klug ist sie gewesen“, fuhr er dann fort, „sie war zu schön und zu vollkommen für diese Erde. Kein Wunder, daß die Herrschaften im Schloß sie so liebten. Sie ist mit dem Schloßfräulein zusammen erzogen worden.“

¹⁾ Heute Hessen-Darmstadt.

²⁾ Bertha.

und wenn diese beiden Mädchen durch's Dorf gingen, wurden sie immer von Neuem bewundert".

Das oben erwähnte kleine Bildchen, welches die junge Gräfin vorstellte, wurde der Bepp von der vornehmen Freundin zu ihrem Geburtstag geschenkt und verblieb seitdem in unserer Familie. Eine eigenthümliche Fügung wollte es, daß der Maler dieses Mädchenbildes auch das einer jungen Französin malen sollte, deren That und Schicksal ihren Namen durch die ganze Welt bekannt machte. Wenige Tage bevor Charlotte Corday — am 17. Juli 1793 — das Blutgerüst bestieg, um für ihren Dolchstoß in Marat's Brust den Hentertod zu erleiden, kam ein junger deutscher Maler, aus Gau Algesheim in Rheinhessen gebürtig, in's Gefängniß, um die schöne, edle Französin zu malen. Ein Freund oder Verwandter Namens Lux aus Mainz, der in Paris wohnte, begleitete den jungen Künstler, der sich sterblich in die junge Patriotin verliebt und sie zeitlebens betrauert haben soll.

Ein anderes kleines Bild, das offenbar von derselben Hand herrührte, stellt den Vater des jungen Mädchens, den Grafen Walbrunn dar: ein Mann mit barlischem Gesicht, dessen Rinn von gewaltigen „Vatermördern“ eingeengt ist. Die starke Nase und die festgeprägten Züge geben den von einer mächtigen Allongeperrücke umrahmten Gesicht einen geistvollen Charakter. Man wird beim Anblick dieses gräßlichen Conterfeys unwillkürlich an Schiller erinnert.¹⁾

Nach der Schilderung meines Großvaters waren die Schloßherren zu Partenheim Edelleute in des Wortes vollster Bedeutung, jedenfalls — was damals bei Adelligen selten war — von ihren Bauern mehr geehrt als gefürchtet, tolerant, weil aufgeklärt. Wie fast in allen süddeutschen und am Rhein gelegenen Reichsgrafen- oder Freiherrn-Residenzen, so herrschte auch in Partenheim, obwohl weltabgelegen, gleich weit von Mainz wie Ingelheim und Bingen oder Kreuznach entfernt, ein wenn auch kleiner, wahrscheinlich recht kostspieliger Hofhalt nach französischem Vorbild, das heißt nach dem Muster von Versailles oder Trianon, wie dies am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts allerorten der Fall war. Auch der leichtlebige, geradezu frivole Ton, zu dem Frankreich das Vorbild gab, war an diesen kleinen „Höfen“ Mode, wie man daselbst auch mit der Aufgeklärtheit, welche von den großen Fürstenthöfen in Preußen und Frankreich herüberleuchtete, stark kokettirte. Jedenfalls zeugte es von hoher Toleranz, die in der Gegenwart kaum zu finden sein dürfte, daß die Tochter des Hofjuden im Schlosse fast wie die einzige eigene Tochter mit dieser erzogen ward. Während Böm Partenheim ehrfurchtsvoll vor seinem Schloßherrscher stand, um dessen Wünsche und Befehle entgegenzunehmen, ging seine Tochter Arm in Arm mit der jungen Schloßherrin im Garten spazieren oder erhielt mit derselben französischen Unterricht bei der Gouvernante. Das Schicksal beider jungen Mädchen, der schönen Gräfin und der noch schöneren Jüdin, war fast das gleiche: Beide starben sehr jung, die Gräfin im Wochenbett, nach einer kurzen, wenig glücklichen, die Faktorstochter nach sehr unglücklicher Ehe, zu Tode gekränkt und mißhandelt von dem unwürdigen Manne, den sie aus Liebe geheirathet hatte. Ihr fast lebensgroßes Bild ist noch im Besitze unserer Familie. Schon als Kind zog mich dasselbe mit eigenartigem Zauber an. Dunkle, sanftblühende Blauaugen folgen dem Beschauer überall hin, von welcher Seite er sie auch betrachten mag. Die wunderbar geschwungenen Brauen stehen mit den feingezichneten Lippen in wohlthuender Harmonie und das feinovale Rinn schließt das zauberhaft schöne Gesicht wie ein wohlklingender Akkord ab. Einzelne kleine Löckchen an der Schläfe verrathen das Licht- bis

kastanienbraune Haar, welches die mit der Nase eine gerade Linie bildende Stirn umwollte.

„Meine Schwester Bepp“, pflegte mein Großvater zu erzählen, „war ein Mädchen so schön, wie keines mehr sobald wächst. Und brav und klug wie schön. Aber sie hat kein Glück mehr gehabt von der Stunde an, wo sie den elenden Menschen geheirathet hat; der hat sie gewaltsam umgebracht. In einer elenden Kammer, ohne Handreich, ohne eine Menschenseele um sich, ohne daß sie Jemand gepflegt, ihr 'nen Trunk Wasser gereicht hätte, starb Böm Partenheim's, des reichsten Mannes der Gegend, schöne Tochter, die mit einer Gräfin erzogen worden war. Daß der liebe Gott so was nur zugeben konnte! Da droben die Srores²⁾“ — hier wies der Großvater mit der Hand nach dem „Schloß“, von dem damals das Meiste bereits verschwunden war, „die haben auch kein Glück gehabt. Gott, was waren das für brave, vornehme Menschen! Der Letzte von ihnen, der noch im Schloß starb, liegt in der Kirche begraben. An der Gruft wurde der Degen zerbrochen und das Wappenschild umgekehrt über den Sarg gestellt, als Zeichen, daß hier der Letzte seines Stammes schläft. Wie haben wir Juden geweint, als der gütige Herr begraben wurde! Es gedenkt mich noch wie heute, wie wir in der Schul einen Hespel³⁾ gehalten haben. Wir jagten die Psalmen und am Ende Raddisch. Gott hab' ihn selig, und sein Andenken wird zum Guten erhalten bleiben“.

Von dem Schloß war Anfangs der sechziger Jahre noch ein Stück Garten, ein Rest Freitrepppe und ein Theil eines Schloßflügels vorhanden. Dasselbe lag auf einer Anhöhe, von der man das ganze Dorf übersehen konnte. Das Schloß selbst, eine Miniaturnachbildung desjenigen von Versailles, war von prächtigen Gärten umgeben, in denen, wie in Trianon, Statuen in Bosquets versteckt, Springbrunnen und ein kleiner Teich bis nahe an die langgestreckten Freitreppen heranreichte, das Ganze von jenem weichen, träumerischen Milieu überzogen, wie wir dies auf Watteau'schen Gemälden sehen. So wenigstens stellte es ein kleines in Wasserfarben gemaltes Bildchen dar. Denn heute ist von der früheren Herrlichkeit keine Spur mehr vorhanden. Oekonomiegebäude und Bauernhäuser nehmen jetzt die Stelle ein, auf dem einst ein vornehmes Geschlecht residirt. Eine Masse Delbilder, die auf dem weitläufigen Speicher unseres großelterlichen Hauses verstaubten und von Dienstmägden zu Küchenschürzen zerschnitten wurden, waren die letzten Zeugen der ehemaligen Schloßherrlichkeit. Eines dieser lebensgroßen Delbilder, das einen Hofmarschall Freiherrn von Böllnitz darstellte, war eines Tages aus dem Hausflur des Großelternhauses spurlos verschwunden, ohne daß man darüber großes Aufhebens machte. Sämtliche Bilder waren während der Revolutionszeit vom Schlosse nach dem Hause des Hof factors geschickt worden, um sie den Augen der Franzosen zu verbergen. Aus einem sehr einfachen Grunde sind sie nicht wieder in's Schloß zurückgewandert: Die damaligen Herren von Walbrunn oder Waldbrunn übergaben, als sie vor Ankunft der Franzosen ihren Herrschaftsbesitz verließen, die Bilder der Obhut ihres Hof factors Böm Partenheim mit dem ausdrücklichen Befehl, dieselben so lange versteckt zu halten, bis die den deutschen Adelligen verhassten Republikaner wieder aus dem Lande vertrieben sein würden. Anfangs 1800 kamen die Waldbrunn wieder zurück und schlossen sich, wie viele andere Reichsadelige, Napoleon an. Ehe dann 1813 die Kosakenregimenter mit den verbündeten Heeren an den Rhein kamen, mußten die Bilder nochmals aus dem Schloß entfernt und nun vor den räuberischen Russen versteckt gehalten werden.

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Das Bild befindet sich jetzt im Besitze Rhein-Posker Verwandter.

²⁾ Herrschaften. ³⁾ Kranzfeier.



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Girsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

1)

Von Arthur Kahn.

Dann starb der letzte Wallbrunn; das Schloß stand viele Jahre leer, die beiden Hofaktoren starben wie ihre ehemaligen Herren und die vergessenen Bilder verstaubten auf dem Speicher, ohne daß Jemand die geringste Notiz davon nahm.

Mit unserer Erzählung steht das Wallbrunn'sche Schloß nur insofern in Zusammenhang, als sich auf demselben der letzte Akt jener traurigen Begebenheit vollzog, welche das Schicksal meiner Großtante besiegelte. Ebenso wurde im Saale des Schlosses das Geschick aller der jungen Männer bestimmt, welche dort im September 1811 vor der französischen Rekrutierungs-Commission standen, noch selbigen Tages die Heimat verlassen und mit gen Rußland ziehen mußten.

Bevor die Franzosen in das weltabgelegene Dorf kamen, lebten Bauern und Juden in sehr abhängigen aber nicht gedrückten Verhältnissen gegenüber dem Schloßherrn. Mehrere reisten viel umher und überließen ihrem „Faktor“ die Verwaltung ihrer Güter. Im Schlosse wohnten ein Franzose als Tanz- und Ceremonienmeister, eine französische Erzieherin, ein Candidat der Theologie als Lehrer, verschiedene weibliche und männliche Bedienstete, sogar ein Oberjägermeister, selbstverständlich ein Koch, eine Kose für die Frau Gräfin und eine für das gnädige Fräulein, kurz, Personal genug, um das weit ausgedehnte Gebäude in seinen zahlreichen Räumen zu füllen.

Wenn, wie das auf den Dörfern auch heute noch der Fall ist, das Nachteffen früh eingenommen und der Großvater wie fast an jedem Abend in guter Stimmung war, dann ließen wir Enkelkinder uns, darunter mein Vetter, der ebenso wie mein schönes Väschen schon längst bei den Uebrigen ruht, vor der Hausthür auf kleinen Schemeln dicht an des Großvaters Knieen nieder, während mein schönes Väschen, das damals neun Sommer zählte, während ich zwölf Jahre alt war, ihr Köpfchen in Großtantes

Schoß legte, die auf dem Treppenstein sich niederzusetzen pflegte. Lange bevor die Dämmerung eintrat saßen wir bereits auf der Gasse. Tante Treide¹⁾, wie wir gleich allen Dorfbewohnern die Ruhme riefen, hatte einen Strickstrumpf in ihren runzligen Händen. Der Großvater, der aus einer langen Pfeifen rauchte, hatte einen irdenen literhaltigen Becher zur Seite, der leichten Wandwein enthielt und öfters im Keller gefüllt wurde, — dann wurde der Achtzigjährige geprügelt, und wir Kinder lauschten andächtig seinen Erzählungen, die stets dieselben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit betrafen. Freilich waren dieselben so fesselnder Natur, daß die Wiederholungen das Interesse nicht schwächen konnten. Er hatte den Welteroberer Napoleon von Angesicht zu Angesicht gesehen, zumeist von seinen Generälen umgeben, ebenso die Marschälle Devoust, Moreau, Bichegrue und Ney wie den König Hieronymus von Ansehen gekannt. Am lebhaftesten wurde er, wenn er von Napoleon sprach.

„Man soll nicht glauben“, begann er mitten in seinen Erzählungen, „wie der liebe Gott in so'n kleinen Mann so viel Kraft legen konnte! Weil wir die Fourage liefern mußten, konnte ich leicht durch die Wachen kommen, und da hab' ich einmal auf dem Schloßplatz in Mainz ganz nahe bei ihm gestanden. Unser Herzog und der Graf von Hessen-Homburg standen mit vielen Großen neben ihm. Er war an Gestalt der kleinste, kaum mittelgroß. Eine lange, etwas krumme Nase hat er gehabt, dunkle Augen und er sah blaß und gelb aus. Aber so klein und unansehnlich wie er da stand, war er doch der größte von Allen — es ist ein Wunder Gottes. Die Bürger haben in einem fort geschrien: vive l'empereur! Da war Parade. Alles was Deine hatte, eilte nach dem Schloßplatz. Er hat nur mit dem Kopf genickt, aber mit keiner Miene

¹⁾ Trude, Gertrude.

gezußt. Er war's eben gewöhnt, daß man vive l'empereur gerufen hat. Dann hat er sein Gölchen bestiegen, das war auch nicht groß und ganz weiß. Die Mainzer, die haben ihn gern gehabt, den kleinen Kaiser mit dem großen Genie. Ja, Ihr lieben Kinder, da hat man die Allmacht Gottes bewundern müssen, der einen so unansehnlichen Menschen, wie der Napoleon war, so 'ne Gewalt gegeben hat, daß unzählige Tausende ihm nach den Augen gesehen haben. Fürsten, Grafen und Barone hat er schon gar nicht einmal angesehen, die waren ihm nicht mehr wie arme Bauern, und Könige und Kurfürsten hat er fortgeschickt wie man heutigen Tages keinen Knecht mehr fortgeschickt."

So erzählte der Großvater. Nur von dem Heereszug nach Rußland sprach er niemals, und sobald wir Knaben davon hören wollten, stand er von seinem Stuhl auf, klopfte die lange Pfeife aus und antwortete nicht. „Es ist Zeit zum Schlafengehen“, sagte er ausweichend. „Nun geht Ihr heim“, wandte er sich an meinen Vetter und Vase, „und Du“, herrschte er mich an, „gehst herein in Dein Bett!“ Tante Treinle, welche stumm zugehört hatte, erhob sich gleichfalls, küßte mein Väschen und kehrte ins Haus zurück. An einem Abend, als es draußen regnete, und der Großvater besonders aufgeräumt war, sprach er zur Freude von uns Kindern mit Tante Treinle französisch. Auch letztere war heiterer wie sonst, und scherzte mit dem Großvater um die Wette.

„Jetzt, Kinder, wollen wir Euch 'mal einen Français vortanzen,“ begann der Großvater, „paßt schön auf, damit Ihr's lernt! So hat man droben im Schloß getanzt.“

Nun stellten sich die beiden Alten etwa zehn Schritt von einander. Der Großvater legte seine Hände auf die Brust, setzte die Beine zusammen und machte eine gravitätische Verbeugung. Die Tante faßte gleichzeitig mit beiden Händen, richtiger gesagt, mit den Fingerspitzen an ihr Hausschürzchen, neigte mit einem anmuthigen Lächeln ihr Haupt, machte einen kleinen Bogen mit dem rechten Fuß und trat knizend zwei Schritte zurück. Dann wurde der „lancier“ — die Bauern sagten „Langer“ — sehr ernsthaft durchgeführt, und wir Kinder klatschten vor Freude Beifall. Nach Schluß meinte der Großvater: „Heute können die Menschen gar nicht mehr tanzen. Da springen sie wie die jungen Biegen herum, bis sie schwindlig werden und vor lauter Reuhen wie abgehegte Jagdhunde schmaufen; zu meiner Zeit, ja, da hat man noch tanzen können. Ich hab' mehr wie einmal im Schloß getanzt, da war auch extra ein französischer Tanzmeister, der sein métier verstanden hat.“

II.

Ich mochte schon drei Wochen bei dem Großvater zu Besuch sein, da ging ich mit meinen beiden Cousinen auf den großen Dachboden, der mit den wunderbarsten Dingen angefüllt war. Eine Unzahl Bücher lagen umher, Kisten mit allem denkbaren Gerümpel gefüllt, verbrauchte Möbelstücke, alte Bilder, noch viel ältere Lampen, Laternen und Leuchter, Säcke voll alten französischen Papiergeldes, aus der Revolutions- und Kaiserzeit, Uffignaten genannt, zerbrochene Porzellanfiguren und Vasen, alte Waffenstücke, Musikinstrumente und ein sehr dünnbeiniges Gestell in dem ein Klavier wie eine Eierkiste ruhte. Merkwürdigerweise waren fast keine Saiten gesprungen und wir Kinder freuten uns des dünnen meckerigen Ton des „Spinnetts“, wie die Großtante den alten Kasten nannte, der traurig aus dem übrigen Chaos hervortragte, wie ein Thurm aus allen Burgruinen. Ein Antiquitätenhändler hätte hier aus den Gebrauchs- und Luxusgegenständen, dreier längst dahin-gegangener Generationen Schätze sammeln können. So wanderte das Meiste gelegentlich, um „Ordnung und Raum“ auf dem Speicher zu schaffen, als Brennmaterial in den

Ofen. Wir Kinder aber, die den historischen Werth des Gerümpels ebenso wenig kannten, wie die alte Großtante, verlebten hier oben auf dem Speicher mit seinem massiven Kreuz und quer laufenden Gehälk, unsere glücklichsten Kindheitstage. Während draußen die Sonne warm auf Dorf und Feld lag, wühlten wir mit unbewußtem Wohlgefühl zwischen den zahllosen Gegenständen und zeigten uns gegenseitig den Fund irgend eines uns fremdartigen Stückes wichtigthuend an. Durch die Lücke auf einander geschichteten Dachziegeln brachen einzelne Sonnenstrahlen durch und zogen breitlinnige Lichtstreifen von feinem Staub, den wir beim Umherwühlen aufwirbelten in das Halbdämmer des langgedehnten Speicherraums. Einer dieser Sonnenstrahlen fiel auf das braune Gelock meiner kleinen Cousine, daß es glänzte, und traf ihre weigschimmernde hohe Kinderstirne, streifte die wunderbar geschwungenen Augenbrauen und langen Wimpern, zwischen denen die rehbraunen Augen so groß und fromm hervorblinckten. Sie saß auf einem Haufen Bücher, und hinter ihr rechte sich ein gewaltiger Schrank mit wunderlichen Schnitzereien, die längst den breiten Thüren angebracht waren. Ein riesiger Hohlschlüssel steckte im Schloß. Wenn meine Cousine jetzt aufstand mußte sie sich an diesem Ungethüm von Schlüssel stoßen. Obwohl ich das wußte, sagte ich nichts. Meine Gedanken waren in diesem Augenblick mit einer eigenthümlichen Combination beschäftigt. Das Bild im Elternhaus, das in der besten Stube hing und die „schöne Bepp“, als zwanzig-jähriges Mädchen darstellte, stand verjüngt und verkörpert vor meinen Augen. Die Aehnlichkeit war unverkennbar, und so wie jetzt mein kleines Cousinchen, mußte Bepp in diesem Alter ausgesehen haben. „Tante Bepp,“ rief ich unwillkürlich, „Du siehst gerade wie Tante Bepp aus.“

„Ach, das weißt Du ja gar nicht, die ist ja schon so lange, lange tot.“ „Die Tante Bepp“, fuhr sie, das auf eine Holzkiste niedergebeugte Gesichtchen erhebend fort, im Schloß erzogen worden siehst Du, das weißt Du doch all' nicht. Die war ein halbes Schloßfräulein und hat im Schloß gelebt; nur nicht essen durfte sie im Schloß und Musik hat sie auch machen können. „Siehst Du da drauf“, dabei deutete die Kleine, mit ihren schneeeigen Fingerchen auf das Spinett.

Ich hörte ruhig zu, als meine Cousine im dozirenden Tone ihre Kenntnisse in der Familienchronik offenbarte. Sie mußte ja, da sie am gleichen Ort mit dem Großvater lebte, mehr davon wissen, als ich, der ich alle paar Jahre einmal nur wenige Ferienwochen hierher kam. Eben wollte sich Väschen, welche immer noch in der Holzkiste herumwühlte, erheben, da fiel mein Blick wieder auf den großen, weit hervorstehenden Schrankschlüssel und ich sprang rasch auf und umfaßte rasch den Schlüssel mit beiden Händen. Ganz unwillkürlich hatte ich denselben umgedreht. Es bedurfte aber meiner ganzen Kraft um den gewaltigen Schlüssel, der infolge einer eigenthümlichen Mechanik acht an verschiedenen Stellen des Schrankes angebrachten Schlösser zugleich öffnete, in seinem eisernen Reiche zu bewegen. Jetzt war es geschehen und ich öffnete ohne weitere Mühe die mächtige Thüre. Staunend und erschrocken zugleich starrten wir Kinder anfangs wortlos auf den unerwarteten Inhalt. An den Holzhaken hingen gar farbenprächtigen nebeneinander eine Anzahl Frauenkleider von schwerem Damast mit eingewirkten großen und kleinen Blumen; himmelblaue neben scharlachrothen, mattweiße neben gelben und grünen — es war ein blendender Anblick, doppelt gehoben in dem graustäubigen Milieu des ganzen, halbdämmerig verlaufenden Speichers. Mit echt weiblicher Reugier streckte mein Väschen seine Hand nach den gleißenden Stoffen aus, erklärte mit Kennerniene, das sei erst die Rehrseite, und drehte die Kleider um. Ich staunte ob der prachtvollen Blumen und Arabesken, die den Grund der kostbaren Gewirke bedeckten. (Fortsetzung folgt).



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Siegfried Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahn.

Wem mochten diese Schätze gehören?

„Wem anders wie Tante Treinle?“, meinte meine Cousine.

Ich opponierte: „Oh, wenn Tante Treinle wüßte, daß hier solche Kleider sind, würde sie doch nicht in so unansehnlichen einhergehen; die gehören einer Gräfin.“

„Vielleicht der Tante Beppi!“

„Aber die ist doch schon so lange tot, und Mutter hat erzählt, daß als sie Fünfundzwanzigjährige starb.“

Ich suchte auch die zweite Thüre zu öffnen, was mir leicht gelang. Und nun wurde unser Staunen noch größer. Ganz in der Ecke hingen zwei himmelblaue Fracks mit mattblindefenden, anscheinend silbernen Metallknöpfen, schwarz-sammetne Anziehhosen, und auf dem Boden lagen neben einer Anzahl Frauenschuhe aus verschiedenfarbigem Leder mit enorm hohen Absätzen mehrere Schnallensiefel, deren behäbigerer Umfang errathen ließ, daß sie für männliche Träger bestimmt waren. Ganz in der Ecke, von den Kleidern fast ganz verdeckt, stand eine Gitarre, deren gesprungene, aufgerollte Saiten in der Luft schwebenden dünnen Schlangenleibern glichen. Lange betrachteten wir mit wahrhaft ehrfürchtigen Blicken diese trotz ihrer auffälligen Kostbarkeit aus der Mode gekommenen Kleidungsstücke, deren einstige Träger vielleicht längst in Staub zerfallen waren. Ein eigenthümlicher trockener Duft von getrockneten Blumen strömte uns befremdlich entgegen. Schon wollte ich die beiden Schrankthüren wieder sachte schließen, da deutete mein Bäschen auf den Boden des Schrankes, wo ein kleiner eiserner Ring zu sehen war. Ich trat näher und erklärte, das sei eine Fallthüre. Trotzdem das Wort an furchtbar geheimnißvolle Erzählungen und bei der damaligen Jugend noch so beliebte Rittergeschichten erinnerte, war doch unsere Neugierde größer als die Furcht. Ich hob sachte den Ring und leicht bewegte sich der Boden des Schrankes. Zunächst

wurde ein langes Stück groben Innens, wie es die Großtante damals noch selber im Hause spannen, sichtbar.

„Wenn jetzt da Jemand drunter läge“, sagte ich zu meinem Bäschen. Erschrocken klagte sie sich an mir fest, legte ihren Kopf an meinen Arm und schloß angstvoll die Augen. „Hör' auf, oder ich schreie nach Tante Treinle!“, rief sie, von Furcht gepackt.

Ich stand unschlüssig, ob ich die Leinwand hinwegziehen oder den Deckel wieder fallen lassen sollte.

„Soll ich wieder zumachen?“, wandte ich mich an die Cousine. Sie antwortete nicht, schüttelte aber leise den Kopf und ließ meinen Arm los. Mit festem Griff zog ich das Leinen zurück, und nun bot sich uns ein neuer fremdartiger Anblick dar: Aus Stroh und Filz hergestellte Frauenhüte, die den Hinterkopf bis zum Nacken, sogar die Ohren bedecken mußten und über der Stirn sich hoch emporkrümmten, ähnlich wie die barmherzigen Schwestern sie tragen, lagen auf weißen mächtigen Haarperrücken und einige Dreimaster und Bonaparte-Hüte. Die letzteren verbargen ein zierliches, mit bunten Bildern tapeziertes Kästchen. Sofort war unsere Neugierde wieder auf dieses Mysterium gerichtet. Die Bildchen stellten unter Anderem ein Bäschen dar, welches in einem mit Rosenguirlanden eingefassten, offenen Wagen saß, dessen gleichfalls mit Bändern geschmückte Pferde durch eine blühende Landschaft fuhren. Lange betrachteten wir die verschiedenen Bildchen, ehe wir den Deckel lüfteten: in Papier eingeschlagene Briefe, Blätter und Blumen bildeten den Inhalt. So jung wir beide Kinder noch waren, ahnten wir doch, daß hier ein heiliges Geheimniß waltete, und wir legten, ohne weiter in diesem Sarge begrabener Liebe zu wühlen, das Kästchen wieder sorgfältig auf den Boden, bereiteten das Binnensstück über die gesehenen Herrlichkeiten aus und schloßen den Schrank.

Drumten hörten wir des Großvaters Stimme rufen.

Er kam eine Stunde vor Mittag aus dem Felde heim, um bis zum Essen auszuruhen, ging alsbald in den Keller und heberte mit der Blechpumpe einen Krug Wein aus dem großen Fuderfaß, trank davon einen gemessenen Schoppen, zog den Rock aus und wartete geduldig, bis zum Essen gerufen wurde. Eines der stets anwesenden Enkelkinder brachte dann dem Achtzigjährigen die Hauschuhe, ein deutsches oder hebräisches Buch, gerade das, in dem seine Brille zufällig lag und woraus er bis zum Mittagessen las. Ehe wir hinuntergingen, vereinbarten wir, Tante Treinle nichts von dem Gesehenen zu erzählen. Denn sie hätte dann den Dachboden abgeschlossen, und wir wären aus diesem neuentdeckten Paradies, das erst seinen wahren Reiz für uns zu erhalten begann, sicherlich ausgesperrt worden.

III.

Der Freitag war für die Tante ein arbeitsreicher Tag. Sie kochte und backte für den folgenden Sabbat, an dem fast absolute Ruhe im Hause herrschte. Alle Kinder wurden in Tante Treinle's Dienst gestellt, um die Wohnung besonders freundlich zu gestalten. Sie selbst putzte schon am Donnerstag-Abend die große achtzinkige Messinglampe, an welcher der Dichtfegen gesprochen wurde, und legte frisches Tischleinen auf, welches bis zum Sabbat-Ausgang liegen blieb. Außer der Lampe war es noch ein Gegenstand, der mit der Putzkreide blinkend hell gerieben wurde: ein Messingporträt Napoleon's, das zwischen zwei Fenstern an der Wand hing. Während sie das kaum handgroße Brustbild putzte, ward sie sehr einsilbig, oft geradezu verstimmt.

Zwei Stunden vor Sabbath-Beginn war Alles zum Empfang des Ruhetages bereit. Dann nahm uns die Tante, nachdem sie sich rasch festlich umgekleidet, an die Hand und ging mit uns auf die Chaussee, die nach den benachbarten größeren Plätzen führt. Diese Landstraße gehört zu den besten und schönsten Deutschlands. Von dem in einer Niederung gelegenen Dorfe führte sie, nur ganz allmählig etwas ansteigend, auf eine Anhöhe, von der aus man viele Meilen weit die Gegend übersah. An diesem Hochpunkt, der sich etwa eine Viertelmile vom Dorf entfernt befindet, kreuzt eine zweite Landstraße, welche südlich nach Kreuznach, nördlich nach Ober-Ingelheim führt. Auf einem hier am Kreuzwege errichteten kaum zwei Fuß hohen Meilenstein ließ sich die Tante nieder und blickte, die Hand über die Augen haltend, nach allen Richtungen. Zugleich wies sie uns Kinder an, aufmerksam umherzuspähen, besonders nach Kreuznach zu. Wir strengten uns nach Kräften an, Jemanden zu erblicken; bald war es eine Bäuerin, bald ein Bauer, ein Kind, ein Fuhrwerk, das unser Auge entdeckte. Die Tante schüttelte den Kopf. „Seht Ihr nicht einen großen Mann? Er mag jetzt schon ein bißchen gebeugt gehen. . . . Schaut Euch gut um, Kinder, vielleicht . . . ja . . .“ Die Tante blickte starr hinaus in die Ferne und schwieg. Wir konnten aber keine fremde Erscheinung erkennen, so scharf wir auch umherblickten. Nach kurzem Aufenthalt kehrten wir dann alle drei ins Dorf zurück. So ging es jeden Freitag-Nachmittag. Da kam einmal, nicht von uns entdeckt, ein älterer Mann, mit echtem Schnorrer-Typus in's Dorf. Die Tante hatte gerade die über dem Tisch hängende achtzinkige Messinglampe angezündet, als mein Vetter zur Thür hereinkam und erzählte, ein armer Wanderer sei bei seinen Eltern zu Gast. Die Tante ließ die Hände, die sie zum Dichtfegen gegen die Lampe erhoben, wieder sinken.

„Ist's ein Deutscher oder ein Pollack?“, fragte sie scheinbar ruhig.

„Halb und halb“, antwortete kindlich naiv der Gefragte und lief wieder davon.

Nach dem Abendessen sang der Großvater einige Psalmen und nach dem Tischgebet, das ich laut hersagen

mußte, noch das Lied: „Ein biederer Weib, wer findet das?“. Sodann gingen wir zu Tante Bella, bei welcher der Fremde zu Tisch geladen war. Schon von Weitem strahlte uns der milde Schein der Sabbat-Lampe entgegen; einige der kleinen Flämmchen waren bereits erloschen, die übrigen widerstrahlten in dem blank gleißenden Messing. Auf dem Tisch stand neben mehreren mit Kerzen besteckten Leuchtern ein Strauß mit Blumen. Auch dort war die Abendmahlzeit bereits vorüber, und der fremde Mann hatte in der Nähe des offenen Fensters niedergelassen. Kurze Zeit darauf erschienen ein anderer Onkel mit seiner Frau und einige Nachbarn. Nun wurde der „Aurach“ von allen Seiten gefragt, woher er komme, wo er wohne, ob er verheirathet sei, welches Handwerk oder Geschäft er erlernt habe und betreibe und tausend andere Dinge. Das geschah so mit jedem Fremden und je nachdem er veranlagt, die Bewirthung nach seinen innern Wünschen ausgefallen, oder selbstliche Absichten ihn bestimmten, fielen seine Antworten in der Regel verschieden aus. Das Interesse Tante Treinle's an dem Fremdling war sehr bald geschwunden, sie ging heim, und ich mußte mit zu Bett gehen.

In den nächsten Tagen mochte es der guten Tante aufgefallen sein, daß wir, trotz des Sonnenscheins draußen, häufiger und länger wie sonst auf dem Speicher blieben. Wir hatten auch unsere ältere Cousine in die von uns gemachte Entdeckung eingeweiht und beschäftigten mit immer mehr schwindender Scheu die in dem Riesenschrank verborgenen Schätze. Da kamen wir eines Tages auf den Gedanken, die weißen Perrücken aufzulegen. Es war ein eigenartiger, mir unvergeßlicher Anblick, wie die beiden Mädchen aus diesen gewaltigen Puderperrücken hervorblickten. Auch ich hatte mir ein solches Ungeheuer aufgesetzt; nun griffen die Cousinen nach den Strohhüten und stülpten sie über den Haarschmuck, während ich mit dem Dreimaster einherstolzte. Ob dieser Maskerade in hellem Jubel — wir spielten genau nach den fast täglichen Erzählungen aus dem Leben der ehemaligen Schloßbewohner, Graf und Gräfinnen, machten gegenseitig tiefe Krize und ich durfte den beiden jungen Damen die Hand küssen — überhörten wir die Tritte der Tante. Plötzlich stand sie unter uns, schlug, wie von einem großen Schmerze gepackt, die Hände zusammen und begann laut zu weinen.

„Kinder, Kinder, warum thut Ihr mir armen, alten Frau das an?“, schluchzte die Greisin. Erschrocken und verschüchtert standen wir da und rührten uns nicht. Der Blick der Großtante blieb auf meiner jüngeren Cousine haften. Dann langsam auf das Kind zugehend, schlang sie ihre Arme um dessen Hals und küßte es inbrünstig. „O Du kleine, süße Bepp! Ganz wie die Bepp! . . . Thut mir das nicht wieder an, verspricht es mir, mein Kind!“

Inzwischen hatten meine ältere Cousine und ich uns so weit gefaßt, daß wir behutsam und still uns der Maskerade entledigten. Dann halfen wir der Tante die Gegenstände wieder einräumen. Da richtete sie sich hoch auf, deutete auf ein prächtiges mattgelbes Damastkleid, in welches Bergknecht-Guirlanden eingestickt waren, und sagte mit feierlicher Stimme: „Das war mein Kalle-Kleid“. Verblüfft starrten wir die Tante an. „Ja“, wiederholte sie, „in diesem Kleid bin ich unter die Chuppe gegangen, zwei Tag' nach Sufles 1811, und seitdem trauert mein Herz“.

Die Großtante war also verheirathet gewesen! Das hatten wir Kinder noch gar nicht gewußt, was daher kam, daß Tante Treinle, welche unser ganzer großer Familienkreis grenzenlos liebte, den erwachsenen Verwandten stets einschärfte, von dieser traurigen Hochzeit den Kindern nichts zu erzählen, so lange sie selbst es nicht gethan. Kinder sind in ihrer Neugierde oft unbewußt grausam und rücksichtslos. Und Keiner der Angehörigen mochte die gute

alte Tante gekränkt wissen, wie das durch ungehörige Fragen vielleicht sonst geschehen wäre.

Die Tante, welche mein maßloses Ersäunen wahrnahm, fuhr mir liebevoll durch's Haar und sagte: „Wenn Du mich nicht durch vieles Fragen quälen willst, dann erzähle ich Dir nächsten Schabbesmittag meine ganze Lebensgeschichte. Ihr Beiden“, wandte sie sich zu den Mädchen, „mögt dabei sein. Aber Eins versprecht mir: geht nicht wieder an den Schrank!“

„Zieh' doch den Schlüssel ab, Tante“, meinte mein Väschen.

„Nein“, sagte die Greisin und sah mich fest an, „Du versprichst mir, nicht mehr aufzumachen, und das gilt. Du bist bald ein Mann, da muß das Wort genügen.“

Statt aller Antwort, küßte ich die knochige Hand der geliebten Tante, worauf sie mich auf die Stirn küßte und meine Hand drückte. Der Schlüssel blieb stecken, und der Schrank wurde nicht wieder geöffnet.

Wie jeden Freitag-Nachmittag, gingen wir wieder mit Tante Treinle auf die Chaussee und hielten Umschau, ob kein Fremder in Anzug sei. Es war ein herrlicher, heißer Sommertag. Kein Wölkchen war am tiefblauen Himmel zu sehen, der auf die grüneschmückte Erde herniederlachte.

So weit das Auge reichte, hob sich ein Gebirgszug hinter dem anderen in klaren, blauen Linien immer heller und zarter ab, in weitem Halbkreise vom Donnersberg im Westen bis zum Taunus im Osten, ein Bild des Friedens und Blühens. Aus dem Klee der Felder zitterte die Hitze des Bodens; Grillen, Fliegen und Ameisen zirpten und summten, Pirol und Lerche sangen im Wechselbueß zauberhaft süß in den blauen Himmel hinein. Wir horchten mehr auf den melodischen, tastfesten Ruf des Rufes, oder blickten auf eine tiefe Pfütze, auf deren glatten Flächen dünnbeinige Fliegen wie gewandte Schlittschuhläufer hin und her huschten. Heuschrecken hüpften am Chausseegraben hin, Käfer in grüngoldnem Flügelkleide tummelten sich emsig. In den Büsten gaukelten gelbweiße Schmetterlinge, und zuweilen flog eine Hummel, wie eine kleine Luftlokomotive, dicht an uns vorüber. Wir blieben an der Kreuzung stehen.

„Da drüben ist Kreuznach“, sagte mein Väschen. Ich ließ das nicht gelten, sondern wandte ein: „Kreuznach ist viel weiter.“

„Du hast Recht“, entschied Tante Treinle „erst kommt Vangelonsheim, da mündet diese Chaussee rechts ein; die links führt nach Kreuznach.“

„Wie lange muß man gehen, bis man hinkommt?“ fragte ich.

„Wie lange?“, wiederholte die Tante. „Das kommt drauf an: Als der Nachmann jede Woche ein paarmal hergeritten kam, da brauchte er kaum eine Stunde; wenn er aber wieder fortritt, da ließ er das Pferd langsam Schritt gehen, dann nahm es ihm sicher zwei . . . Hier, an dieser Stelle“, fuhr die Greisin wie im Selbstgespräch fort, „hier an dieser Stelle, hat er sich erst auf's Pferd gesetzt. Manchmal wandte er das kluge Thier nochmals und winkte dann erst noch, ehe er fortritt.“

Wir wandten uns wieder dem Dorfe zu. Aus dem tiefen Thaleßel lugte nur die Kirchturmspitze hervor, die Häuser waren noch verborgen. Die Tante blickte zu Boden und bewegte die Lippen in unhörbarem Flüstern. Es schien, als habe sie uns Kinder ganz vergessen. Da sagte ich mein Väschen an der Hand und rannte mit ihr

die Chaussee hinab, bis wir das erste Haus erreicht hatten. Eine Scharlachröthe überzog die feuchte Blüthenhaut des Gesichtchens meiner kleinen Verwandten. Aus dem halbgeöffneten Munde kam feuchend der Athem hervor, und die großen, glänzenden Augen bligten in kindlicher Lust. An den Schläfen rollten sich fingerlange Ringeln auf und hoben die blendende Weiße ihrer Züge.

„Bepp, Bepp“, rief ich, „Du bist die Bepp.“

Die Kleine rümpfte ihr dünnes, gerades Näschen und meinte: „Die kann ich noch werden, Du brauchst mich nicht zu verspotten.“

Aus der Erzählung der Tante wurde am nächsten Tage nichts. In dem benachbarten Zugenheim war ein plötzlicher Sterbefall eingetreten, und da wanderten die Frauen hin, um die Liebediente an der Toten zu verrichten. Ich mußte nach Hause, weil mein Vater am Nervenfieber erkrankt war, und ich vergaß die Geschichte der Tante für längere Zeit. Zwei Jahre später fuhr ich eines Tages mit meiner Mutter in einem Korbwagen wieder dem liebgeordneten Dorfe zu. Da fiel mir die Geschichte der Tante ein, und jetzt wollte ich sie ganz bestimmt erfahren. Unweit des Dorfes kamen uns die Kinder unserer Verwandten entgegen. Ich sprang vom Wagen, ihnen entgegen.

Da auch noch eine Anzahl anderer Mädchen und Knaben mitgekommen war, konnte ich meine Vettern und Vafen nicht sofort erkennen. Mein Blick suchte nach der „Bepp“, und da war sie auch schon größer, für ihr Alter sogar auffallend groß, und vor Allem bedeutend schöner. Wir küßten uns wie früher mit der unbefangenen Herzlichkeit der Kinder, und betrachteten einander doch mit anderen Blicken. Da flüsterte ich ihr „Bepp“ zu. Sie schlug ihre frommen Kehrgangen auf, blickte mich lächelnd an, und flammendes Roth zog wie eine Rosenwolke über ihr Gesichtchen. Sonst blieb Alles, wie es früher gewesen; wir waren ja noch Kinder. Der Großvater hatte seine alte Rüstigkeit bewahrt; das von dichtem weißen Haar umsäumte Antlitz zeigte nur wenige Falten, und die blauen Augen blickten so hell wie früher. Dafür war Tante Treinle umso mehr gealtert. Wohl lief sie noch rüstig vom Haus zum Hof, vom Keller zum Speicher,

aber ihre Gestalt war hagerer, ihr Gesicht runzeliger geworden. Nur die treuen, braunen Augen leuchteten noch so klar, wie vor zwei Jahren.

Am Jahresgedächtniß der Großmutter kamen die Geschwister meiner Mutter aus Mainz und Wiesbaden nach Bartenheim, um am Grabe der Toten zu beten. In der Frühe gingen der Großvater, Tante Treinle, meine Mutter, deren beiden Brüder und beiden Schwestern nach dem „guten Ort“, welcher abseits der Chaussee, an einem breiten Feldweg inmitten zwischen feuchten Wiesen und Aedern sich weithin dehnt. Wir Kinder, die zu Hause bleiben sollten, folgten scheu aus der Ferne und wagten uns nicht näher, als wir der mattleuchtenden Grabsteine ansichtig wurden. Es ist ein mehrere hundert Jahre altes Gräberfeld, welches unbeschreiblich traurig aus den umgebenden Ackerfluren herausblickt. Ein eigenthümliches, bisher nie geahntes Gefühl beschlich mich, wie bange Ahnungen und die Furcht des Verlierens. Unbewußt erfaßte ich die Hand meines Väschens. Zum ersten Male in meinem noch so jungen Leben lagerte sich eine dumpfe Bekommenheit auf meine Brust, als wolle die Tragik des Daseins mich an den ersten Schicksalsakt gemahnen.

(Fortsetzung folgt).



Sir Marcus Samuel

Lord-Mayor von London.



Illustrierte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Girsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

3)

Von Arthur Kahn.

Ich zog meine Cousine fort, ihre schlanke, weiße Hand fest in der meinigen haltend, und, von einem gleichen Gefühl bewegt, eilte sie mit mir der Landstraße zu. Wie in einem zwingenden Tempo begegneten sich stumm unsere Blicke.

Am Eingang des Dorfes blieben wir stehen, aneinander-geschmiegt, wortlos. Endlich sagte ich leise: „Bepp.“ Sie sah mich lange und ernst an, dann erwiderte sie ebenso leise: „Sag' nicht mehr so! Tante Bepp ist tot, schon lange tot, und ich will nicht da hinaus, wo die Bepp liegt.“ Wir küßten uns und blieben noch einige Minuten, als die anderen Kinder, die uns langsam nachgefolgt, schon ganz nahe bei uns waren, fest aneinander geschmiegt stehen, ich trotzig, die Kleine stolz und stumm. Ein Cousinchen lief zurück und erzählte den Oheims und Tanten, daß wir uns geküßt hätten. Mein ältester Onkel, ein weisfluher Mann, sagte ruhig zu uns: „Bleibt nur so, wie Ihr jetzt seid, und küßt Euch dann bis in alle Ewigkeit!“ . . . Später küßte ein Anderer mein Bäschen, als sie die größte Schönheit weit und breit geworden. Dieser Andere hat schon vorher Unzählige geküßt, Alte und Junge, Schöne und Häßliche, aber unter seinem Kusse erbleichen die Lippen und verstummt jeder Mund.

Des Abends verließen sämtliche auswärtig wohnenden Verwandten das Dorf wieder, und wir waren allein beisammen. Am nächsten Freitag traten, mit Sonnenschein und Regenschauern wechselnd, heftige Gewitter auf. Trotzdem am Spätnachmittag sich neue Wolken am Horizont aufthürmten, gingen wir doch mit Tante Treinkle den gewohnten Gang an die Kreuz-Chaussee. Ich begann kritischer zu denken als seither und wollte wissen, warum wir gerade an jedem Freitag-Nachmittag auf die Landstraße gingen und nach einem fremden Wanderer Auszug halten sollten.

„Wen erwartest Du denn gerade immer am Freitag und warum just von diesem Wege her?“, fragte ich un-

geduldig und fuhr, als die Tante die laute Frage überhört zu haben schien, noch dringender fort: „Wie lange gehst Du denn schon hierher, um Dich umzuschauen, Tante Treinkle?“

„Wie lange schon?“, wiederholte die alte Frau und fuhr sich mit der Hand über den Scheitel, als wollte sie die Frage erst richtig erfassen. „Wie lange schon? Nun, seitdem der Kaiser aus Rußland zurück ist, seit der Franz Mehrbäck, der am selben Tag fort mußte, zurückkam. Wann kam doch der Mehrbäck zurück? Ja, im Herbst anno dreizehn.“

In maßlosem Erstaunen blieb ich stehen und blickte verständnislos die Greisin an. Ich begann zu rechnen. „Das sind ja schon mehr wie fünfzig Jahre“, rief ich un-nötig laut. Meine beiden Cousinchen und der Betteer starrten mit gleichem Erstaunen auf die Großtante. Weit über fünfzig Jahre jeden Freitagmittag einem Menschen entgegenzugehen, der niemals kam — das war uns Kindern unsäglich.

Schärfer wie je zuvor blickten wir nach allen Richtungen, ohne andere, als die alltäglich sichtbaren Gestalten zu entdecken. Da schrie der Betteer plötzlich auf: „Tante, da kommt ein Mann mit einem Strohhut und einen Stoch in der Hand“. Dabei deutete der Knabe in der Richtung nach Kreuznach. Wir entdeckten jetzt gleichfalls den einsamen Wanderer, der sich langsam näherte. Wir beiden Knaben rannten voraus, die Tante ging langsam mit den beiden Mädchen hinterdrein. Wenige Schritte von dem Fremden entfernt, hielten wir im Laufen inne; der aber blieb stehen, zog ein bunifarbiges Taschentuch aus der Rocktasche und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Es war ein Mann etwa Mitte der Fünfziger Jahre, mit struppigem, mellirtem Bart, sonnenverbranntem Gesicht und flehenden grauen Augen. Auch zeigte sich, wie wir beobachteten, als er den Hut abnahm, eine mächtige Glatze.

„Wie heißt das nächste Dorf?“, fragte er mit dem uns nicht unbekannten Dialekt polnischer Juden.

„Partenheim,“ antworteten wir unisono.

„Biel Juden dort?“

„Zwanzig I mislen.“

„Wer ist der, arnez?“

„Unser Onkel,“ antworteten wir wieder gleichzeitig.

Eine längere Pause entstand. Wir Knaben hatten bereits aus dem Jdion, den landläufigen Fragen und der ziemlich abgerissenen Kleidung mit voller Gewisheit den Schnorrer erkannt. Der Mann schien im Stillen zu rechnen; er machte sein Galkul mit den zwanzig jüdischen Familien.

Inzwischen waren auch Tante Treinle und die beiden Mädchen herangekommen. Der Fremde grüßte ehrerbietig und die Tante erwiderte den Gruß mit der ihr eigenen Freundlichkeit. Da unser Interesse an dem Manne erschöpft war, sprangen wir wieder davon und ließen die Tante mit demselben allein. Der Großvater saß vor dem Hofthor und las in einem hebräischen Buche, einen Commentar zu dem morgigen Wochenabschnitt. Als er den Fremden, der mit der Tante eben die Gasse entlang kam, erblickte, nahm er die Brille ab und sprach den uralten hebräischen Gruß: „Scholaum atchem.“¹⁾ Der also Empfangene erwiderte gleichfalls hebräisch: „Alchem Scholaum!“¹⁾ Er wurde eingeladen, sich über den Ruhetag als Großvaters Gast zu betrachten, was er ohne besondere Umstände, fast gleichgiltig annahm.

Nach der Mahlzeit wurde der „Aurach“ in der bereits geschilderten Weise über seine persönlichen Verhältnisse befragt. Natürlich kam er aus Rußland, war unverschuldet in's Unglück gerathen, wollte seine Tochter verheirathen, wozu er Geld brauchte, das er von den deutschen Glaubensgenossen zu erhalten hoffte. Zwischen den drei verschiedenen Gängen, die in etwas längeren Pausen aufgetragen wurden, sang er die üblichen „Semiroth“. Er hatte eine sympathische, weiche Stimme, die sehr wohl zu den elegischen Melodien paßte. Der Gesang machte einen tiefen Eindruck auf mich. Das Süße und Traurige zugleich erinnerte an öde Steppen unter einem grauen, sonnenlosen Himmel, wo arme, heimatlose Juden durch ein weites Reich wandern und wilde Kosakenhorden finsternen Tyrannen gehorchen.

Wir gingen später wie sonst zu Bette. Dem Fremden war eine der vielen, selten benutzten und betretenen Stuben angewiesen. Ich konnte nicht einschlafen. Zweierlei ging mir nicht aus dem Sinn: der Gesang des Gastes und die Frage, warum Tante Treinle erst mit so großer Ausdauer auf fremde Wanderer Ausschau hielt und, wenn mal Einer kam, dann so gleichgiltig ward. Ich beschloß, sie über ihr eigenthümliches Verhalten zu befragen, und schlief erst ein, als bereits die Hähne zu krähen begannen. Nachdem wir vom Gottesdienst heimgekehrt waren, führte ich, während der Großvater mit dem Fremden einen kurzen Imbiß nahm, meinen Vorschlag aus.

„Wari' bis nächsten Samstag, mein Kind!“, beschwichtigte die Tante. „Wenn er auch dann nicht kommt, erzähl' ich Dir Alles. Nun red' nicht mehr davon!“

Begreiflicher Weise wurde durch diese Antwort meine Neugierde nur noch mehr gestachelt.

Am darauffolgenden Freitag waren wir eine Stunde vor Sonnenuntergang mit der Tante von unserem gewöhnlichen Gang in's Dorf zurückgekehrt.

„Morgen Mittag, wenn Gott will und ich noch gesund und am Leben bin, werd' ich Euch etwas erzählen“, begann die bisher schweigsam gewesene Greisin, als wir eben in die Dorfstraße einbogen. Ich sah die Tante an, ohne etwas zu fragen, und so fuhr sie fort: „Ich bin alt genug, daß mich der liebe Gott jeden Tag abrufen kann.

Dann sollt auch Ihr, junger Aufwuchs, wissen, wie schwer der liebe Gott Eure alte Tante geprüft hat von Jugend an . . . Also morgen Mittag zu Gutem, wenn Euer Großvater schläft.“ Sie rieb sich mit ihrer runzeligen Hand die Thränen von der Wange und schritt rüstig dem Hause zu.

Es war ein glühend heißer Sabbath-Nachmittag. Der Großvater schlief unter dem offenen Scheunenthor, wo es kühl und schattig war, in seinem großen Lehnstessel. Das Buch, in welchem er zuvor gelesen hatte, war von seinen Knien auf die Erde gesunken und die Brille fast bis zur Nasenspitze herabgerutscht. Im Dorfe herrschte tiefe Stille; nur dann und wann schnatterte eine Gans oder krächte ein Hahn; Alles schien unter dem Banne der drückenden Hitze zu ruhen. Auch die Tante schlief, bis die Uhr vier verkündete. In der großen Stube, deren kleine Fenster nach dem Hof und der Obergasse zu gingen, war es dämmerig kühl. In der dunkelsten Ecke dieses Raumes, in der gleichfalls ein mächtiger Lehnstuhl stand, hielt die Großtante stets ihr Mittagsschläfschen. War sie wieder erwacht, dann wurden Tassen von verschiedener Form und Größe, die aus den verschiedensten Generationen stammten, auf den Tisch gestellt und ein ziemlich dünner Kaffee getrunken. Die ganze Woche über gab es nur Schwarzbrot mit Butter, Schmier- und Handkäse; am Sabbath-Nachmittag kam stets etwas feineres Gebäck, das die Tante Tags zuvor bereitet hatte. Sodann holte sie feierlich ihr altes, abgerissenes Gebetbuch und „orte“ mit inbrünstiger Andacht Minchah. Der Großvater ging in die kleine Dorf-Synagoge und verweilte dann gewöhnlich bis zur einbrechenden Dunkelheit bei den übrigen Männern, die sich an der Dorfschwemme einfanden und dort plauderten. Wovon auch immer die Rede sein mochte, ob von Klee oder Korn, ob von den Weinaussichten, welche stets das bevorzugteste Thema bildeten, von Rindvieh oder von Kartoffel-Ernten, jedesmal brachte mein Großvater die Rede auf den „alten Napoleon“ und erzählte, was er Alles zu dessen Zeiten erlebt hatte. Von Viehhandel und ähnlichen Dingen war in seiner Gegenwart schlechterdings kein Gespräch zu unterhalten; er fuhr die Männer oft recht derb an, wenn sie ihrer Neigung folgen und vom Handel sprechen wollten. Die Leute ließen sich das von dem höchstbesteuerten und ältesten Manne in der Gemeinde ruhig gefallen. „Wir, Löwi Partenheim's Jungen“ — damit meinte er sich selber und seinen in Nieder-Saulheim wohnenden Bruder — „haben nie Handel getrieben“, wiederholte er jedesmal bei diesen Zusammenkünften. „Ja, das wäre schön gewesen, wenn wir, die einen Hausbachur¹⁾ hatten, wir, die Söhne vom Hoffaktor, hätten Handel treiben sollen! Uns hat ein Landen²⁾ unterrichtet, wir haben nur unsere Acker und Wingert besorgt, aber gehandelt“ — hier machte er stets eine verächtliche Handbewegung — „nein, gehandelt haben wir nicht. Unsern Wein haben die Reinach in Mainz und Chajim Friedberg in Vingen, alles Verwandte von uns, gekauft. Obst, Klee und Korn haben wir gar nicht nach Hause gethan, das haben die Leute uns auf dem Felde schon abgekauft. Damit Ihr's nur wißt“, schloß er jedesmal seine allen Hörern geläufige Rede.

Während der Großvater auch heute drunten am der Schwemme bei den Dorfleuten weilte, harrierten wir Kinder auf die uns von Tante Treinle versprochene Erzählung. Jedes von uns rückte einen Fußhimmel an den Lehnstessel, in dem sich die Matrone niederließ. Es dauerte eine geraume Weile, bevor sie begann. Offenbar fand sie nicht das rechte Wort zur Einleitung.

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Hauslehrer. ²⁾ Gelehrter.

¹⁾ Vorsteher. ²⁾ Friede sei mit Dir. ³⁾ Mit Dir sei Friede.



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Girsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahn.

4)

Endlich hub Tante Treinle an: „Warum erzähl' ich alte Frau Euch die Geschichte? Nun, Ihr sollt nicht denken, Tante Treinle ist eine närrische, alte Person, oder Gott bewahre, kindisch, oder hat, der Himmel behüte, ganz und gar ihren Verstand verloren. Wer so 'was erlebt hat, wie ich, hätt' ja wirklich den Verstand verlieren können. . . Ihr wart droben auf dem Speicher und habt den großen Schrank geöffnet. Ihr habt auch auf dem Spinett gespielt. Das Spinett hat der Herr von Walbrunn der Bepp selig zum Geschenk gemacht. Einmal war — es gedenkt mich noch so gut wie heute — der Herr von Zwirlem aus Weisenheim mit seiner Familie zu Besuch droben im Schloß. Da hat die Bepp gespielt auf dem Spinett, und so schön, daß Alle entzückt davon waren. Ich hab' damals Guitare spielen gelernt und mußte auch spielen. Das hat den hohen Herrschaften so gut gefallen, daß die gnädige Frau uns beiden Mädchen, mir die Guitare und der Bepp das feine Instrument zum Geschenk gemacht hat. An dem Tag, an dem das Spinett und die Guitare in's Haus kamen — ich vergeß' es mein Lebtag nicht — war ein Aufruhr in der ganzen Gegend. Ueberall her kamen die Juden und behaupteten, der Löwi Partenheim lasse seine Töchter schmadden¹⁾. So lange die Welt stehe, sei es noch nicht unter ordentlichen, gläubigen Juden vorgekommen, daß man so belustigende²⁾ Sachen in's Haus genommen habe. Schon lange war es ein Aergerniß unter den Juden, daß die Bepp ihre meiste Zeit im Schlosse zubachte. Ein braves Judenkind sollte die ganze Woche nicht vor die Thüre treten, sondern im Haus verbleiben. Und die Bepp trug sogar an Wochentagen ihre besten Kleider, ging gepuht zwischen dem Schloß und dem Waterhaus hin und her. Und was noch tausendmal schlimmer sei, sie lerne bei einer Gouvernante des Schloßfräuleins lauter Dinge, die ein Juden-

mädchen gar nicht lernen dürfe, und sogar Musik machen. So 'was sei noch nie dagewesen und könnte kein gutes Ende nehmen. Wäre unser Vater nicht Löwi Partenheim und der Hoffaktor der Walbrunn und Ingelheim gewesen und so'n großer Laffis³⁾ bei den Grores⁴⁾ bis zu den ärmsten Bauern herab, hätten ihm die Juden das Haus demolirt. Ja, sie sprachen sogar davon, ihn von dem Mainzer und Binger Raw in den Cherem⁵⁾ thun zu lassen. Aber unser braver Vater that wie ein Chochem⁶⁾: er ließ die Leute reden und raisonniren. Im Sommer und Herbst ritt er auf die umliegenden Ortschaften, im Winter fuhr er in seiner Kalesche. Als er einmal nach Alzei kam, begegnete ihm der Joseph Belmont, den die Leute Jospel Alzey nannten. Die Belmonts⁷⁾ waren Pferdehändler und haben ihren Namen in der französischen Zeit erworben. Der Joseph bleibt stehen und fragt ohne Weiteres: „Sag, 'einmal Löwi ist's wahr, was die Leute von Dir erzählen?“

„Was erzählen denn die Leute?“, fragte der wieder.

„Nun, stell' Dich nicht so, mir darfst Du schon Alles anvertrauen.“ Und nun beginnt der Belmont dieselbe Geschichte mit dem Spinett und der Schmadd⁸⁾, und daß der Vater in den Cherem gethan werden sollte.

Nachdem der Belmont zu Ende geredet hat, sagt der Vater: „Glaubst Du, Jospel, daß der Aron Udenheimer ein Lamber⁹⁾ ist?“

„Ich soll's meinen“, bestätigte Belmont.

„Glaubst Du“, fährt unser Vater fort, „daß er pastenen¹⁰⁾ kann?“

„Besser wie ein Raw“, stimmte Belmont bei.

„Denkst Du, daß er nicht nur ein großer Lamber, sondern auch ein großer Zaddik¹¹⁾ ist?“

¹⁾ Tanzen. ²⁾ verhezt.

³⁾ Angehoben, vielvermögend. ⁴⁾ Aristokraten. ⁵⁾ Bann, ⁶⁾ Bernünftiger Mensch. ⁷⁾ Die Großeltern der Begründer des bekannten New Yorker Bankhauses. ⁸⁾ Tanze. ⁹⁾ Gelehrter. ¹⁰⁾ Religiöse Fragen entscheiden. ¹¹⁾ Frommer, gottesfürchtiger Mann.

„Ob Aron Udenheim ein Zaddick ist!“, sagte der Belmont. „So lebt keiner mehr weit und breit.“

„Gut! Ich sehe, Du bist neugierig und möchtest gerne wissen, ob ich neu¹⁾ geworden bin. Setz' Dich zu mir in meine Chaise und fahre mit nach Udenheim! Wenn Aron sagt, ein Judenkind dürfe nichts anders lernen, als jüdisch lesen und schreiben, ein Judenkind dürfe kein Spinett spielen lernen, dann schide ich der gnädigen Frau ihre Geschenke zurück, und wenn ich es nicht thue, gehe ich willig in den Cherem.“

Was that nun der Belmont? Die Neugierde läßt ihn nicht ruhen, und wie der Vater sein Geschäft abgewickelt hat, fahren beide nach Udenheim. Dein Großvater, Aron Udenheim, war doch ein so kluger, feiner Kopf, wie's wenige giebt. Er wußte schon längst die Geschichte von dem Spinett und der Guittare; gab es doch schon seinen Menschen mehr weit und bereit, der nicht davon gewußt hätte! Er hörte ruhig zu und sagte dann: „Unser König David hat so viele Psalmen gedichtet, als es Instrumente gegeben hat, auf denen man verstand, Musik zu machen. Der Psalter hat Saiten gehabt, die Guittare hat auch Saiten. Die Harfe hat Saiten gehabt, das Spinett hat auch Saiten. Und hätte es damals Guittaren und Spinetts gegeben, hätte unser musikalischer König auch sie in seine Psalmen einbezogen. Und wie es heißt: „Lobt Ihn mit der Flöte, besinget Ihn mit dem Psalter, preiset Ihn mit der Harfe, rühmet Ihn mit der Zimbel“, so hätte er auch das Gleiche vom Spinett und der Guittare gedichtet. Alle Musik, die dazu dient, den Menschen zu erfreuen und zugleich Gott zu preisen, ist erlaubt und kann keine Sünde sein. Alles hängt davon ab, wozu der Mensch etwas anwendet; er kann aus Gutem Böses, aus Großem Geringes machen; es kommt stets darauf an, wie etwas angewandt wird. Also kann an Deinem Spinett nichts Verbotenes und an der Guittare nichts Sündhaftes sein. Gebe Haschem Jisborach²⁾, daß nie etwas Schlimmeres in Israel geschehe, und ich möchte dann wünschen, daß in jedem jüdischen Haus ein Spinett und eine Guittare wäre.“

Wie der Belmont das hörte, fuhr er eiligst nach Alzen zurück und erzählte allen Menschen, daß Aron Rahn Udenheim das Spinett für erlaubt erklärt habe. Der Belmont konnte nämlich nichts für sich behalten, und das war gerade die Chochmo³⁾ unseres Vaters. Nun hätten Ihr sehen sollen, wie die Leute aus der ganzen Pfalz herbeigeströmt gekommen sind und das Ding sich betrachteten! Und wenn die Bepp gerade darauf spielte, da war die Stube gepackt voll Menschen; selbst auf der Gasse blieben die Bauern stehen und hörten zu. Und gerade die zuerst am meisten geschimpft hatten, wurden jetzt die größten Lobredner Eures Urgroßvaters. Da kam auch eines Tages der Nachmann aus Langenlonsheim mit seinen zwei Söhnen angefahren, um das Spinett zu sehen, und da die Bepp gerade spielte, waren die Söhne ganz begeistert. Der alte Nachmann war aber schleunigst weggefahren. Die Nachmann waren die schönsten und größten Männer in der ganzen Gegend. Simon, der ältere Sohn, schien ganz vernarrt in das Spinett, lieber aber noch war ihm die Bepp. Der alte Nachmann war ein reicher und angesehener Pferdehändler, der für die große Armee Lieferungen hatte. Sein Simon war damals vielleicht fünf und zwanzig Jahre alt, ein bildschöner Mann, mehr wie sechs Fuß groß; sein Bruder Joseph aber, der erst zwanzig Jahre zählte, der war schon gerade so groß, nur schlanker.

Im Dorf haben die Leute gemerkt, daß dem Simon die Bepp noch lieber war, wie das Spinett. Aber was war daran zu verwundern? Die reichsten und vornehmsten Familien hätten gerne die Bepp zu ihrer Schwiegertochter gehabt; keine Kleinigkeit, so ein Mädchen wie die

Bepp. Da hat sie sich aber von Jekel Horreweilers Jungen einnehmen lassen, von Leuten, die nichts waren und, wie sich leider herausstellte, auch nichts taugten, und das war ihr Unglück.“

Hier hielt die Tante inne und starrte durch das Fenster, als ob sie draußen die Gestalten, die sie heraufgerufen, vorüberziehen sehe. Dann wandte sie ihr Gesicht mir zu und fuhr fort: „Deines Vaters jüngster Onkel, der Meyer Rahn, hatte auch die Bepp sehr gern. Das war ein fetter, stiller Mensch, der am liebsten Bücher las — er konnte deutsch und französisch lesen und gut lernen⁴⁾ — und ging fast täglich zwischen Udenheim und Bartenheim spazieren. Wie er merkte, daß die Bepp dem Jekel seinem Sohn zugeneigt war, da beschloß er, nach Amerika auszuwandern. War das ein Jammern und Wehklagen überall, wohin die Kunde kam, daß Nathan Udenheim's jüngster Sohn nach Amerika wollte! Aber alles Weinen und Klagen nützte nichts. Heute noch bricht mir mein Herz, wenn ich an das Leid denke. Er fuhr von Mainz mit dem Schiff nach Holland und von dort mit einem Segler nach Amerika. Drei Monate war der brave fromme Mensch auf dem Wasser, und Dein Großvater fastete jeden Montag und Donnerstag, bis er bräuen war. Ein Jahr darauf kam die Nachricht, daß der Meyer in Baltimore vor Heimweh gestorben sei. Das hat seiner Mutter das Herz gebrochen, und von der Stunde an lag es wie ein finsternes Verhängnis auf der ganzen Familie: Es war gerade, als habe der Meyer alles Glück mit über's Meer genommen. Aber das schlimmste kommt noch. . . . Wo hab' ich gehalten? Ich hab' gar kein Gedächtnis mehr. Ja, jetzt fällt's mir wieder ein. Wie der Simon Nachmann merkte, daß die Bepp den Salomon aus Horreweiler so gern hatte, mochte er kein Gefallen mehr am Spinett finden und stellte seine Besuche sein. Umso häufiger kam jetzt der Joseph, sein Bruder, zu uns. In der Zwischenzeit heirathete die Bepp den Horreweiler. Es war ein Lüdtian, schrecklich eifersüchtig, holte sich fortwährend Geld, fuhr damit nach Mainz und kümmerte sich nicht um die junge Frau; ja, er qualte und mißhandelte sie ohne Erbarmen, so daß oft die Nachbarn einschritten und ihn durchprügelten. Die Herrschaften droben im Schloß reisten ab, und die Franzosen legten sich in's Schloß und ruinirten Alles, wohin sie kamen. Was sich an Gold, Silber und Möbel retten ließ, wurde nächtlicherweile fortgeschafft und einzeln nach Mainz oder Darmstadt, wohin die Herrschaften sich geflüchtet hatten, gebracht. Die Ahnenbilder wurden droben auf unserem Speicher versteckt. Unsere gute Mutter — sie ruhe im Gan Eden — fränkte sich so sehr über Bepp's hartes Schicksal, daß sie bald darauf starb. Ja, wenn einmal das Unglück über eine Familie kommt, dann hilft Alles nichts. Dann gleicht der Mensch einem Hause, von dem der Sturm das Dach fortgerissen hat; es schneit und regnet hinein, der Wind reißt daran, bis es vermorcht und zusammenstürzt. Man kann es Glück oder Unglück, Bestimmung oder Zufall nennen: wenn einmal das Schicksal auf einen Menschen und gar auf eine ganze Familie kommt, kann nur Gott noch helfen. Wenn Er eben nicht hilft, dann ist alles Bemühen vergebens. . . . Wir Alle wünschten, die Bepp solle zu uns zurückkehren, aber sie war zu stolz und schämte sich, jetzt als unglückliche, mißhandelte Frau nach Bartenheim zu kommen, wo sie Jeder als das vielbegehrte und hochgeehrte Mädchen, die intimste Freundin der adeligen Herrschaftstochter gekannt hatte. Auch der Vater bestand nicht darauf; er war ein gar stolzer Mann und hätte sich zu sehr geschämt, wenn seine ehemals so schöne Tochter jetzt als wahre Ruine in's Elternhaus zurückgeführt wäre.“

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Unfromm. ²⁾ Der Hochgepreisene. ³⁾ Klugheit.

⁴⁾ War talmudkundig.

Sabbat Stunden



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von
Dr. Girsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahn.

5)

So selten nun auch der Simon Nachmann nach Bartenheim kam, so häufig erschien sein Bruder Joseph. Anfangs einmal in der Woche, später zwei- und dreimal. Und so verfiessen sein Bruder auf das Spinett war, so voller Feuer ward er für Guittarrespielen. Ich war damals siebzehn Jahre und schon so groß wie die Bepp.“

„Aber doch nicht so schön“, warf hier mein Vetter Julius höchst ungalant ein.

Die Greisin strich ihm über sein dichtes, lockiges Haar, lächelte milde und sagte langsam: „Neben der Bepp konnte so leicht kein Mädchen sein. Aber ich war, wie die Leute sagten, nicht geradezu häßlich.“

Jetzt war die Zeit gekommen, wo ich für Tante Treinle eintreten zu müssen glaubte. Ich blickte forschend in ihr gütiges, runzeliges Gesicht, das noch immer edelgeschnittene Züge zeigte, und sagte: „Meine Mutter erzählte immer, so wie unsere Mainzer Cousine Mathilde jetzt aussehe, habe Tante Treinle als Mädchen ausgehen. Und Mathilde ist sehr, sehr schön, denn alle Leute sehen ihr doch nach.“

Mein Vetter machte ein unglaubliches Gesicht und schüttelte den Kopf. Wir wären jetzt sicher von Tantens Geschichte ganz abgekommen, wenn nicht mein Väschen gebrängt hätte, Großtante möge doch weitererzählen.

„Der Joseph Nachmann“, nahm die Tante den Faden ihrer Erzählung wieder auf, „war ein seltener Mensch, so wohlherzogen, wie wenig Leute seines Alters. Alles wollte er lernen, Alles wissen und können. Mit unserem Hauslehrer hat er stundenlang zusammensitzen können, stundenlang in den Büchern herumgeblättert, und dann saß er ganz stumm hier am Fenster und hat nachgedacht. Er wollte ein Gelehrter werden, wie Moses Mendelssohn, sagte er eines Tages zu Euerem Großvater. Der lachte aber nur und sagte, er solle beim Pferdehandel bleiben, im Langenlonsheim könnte man nur Pferdehändler werden. Das hatte ihn sehr gekränkt, denn die Beiden, Euer Großvater

und er, waren ja wie zwei treue Brüder, obgleich der Joseph sechs Jahre weniger zählte. Wenn er heute noch einmal jung wäre, würde er ganz bestimmt ein Herr Doktor oder ein Herr Professor werden. So oft er von Mainz kam, brachte er neue Bücher mit, deutsche, französische und jüdische. Darin las er und brachte sie dann dem Meier in Udenheim, der ja auch so'n merkwürdiger Mensch war. Der alte Nachmann hatte freilich wenig Plätsir von „all' dem Schluß“, wie er's nannte, mit denen sein Sohn sich den Kopf verwirrt machte. „Der wird sein Lebtag kein ordentlicher Geschäftsmann“, pflegte der alte Nachmann zu sagen, hörte es aber doch gern, wenn Dömi Bartenheim erwiderte, daß in dem Joseph mehr stecke, als wie in allen jungen Leuten der ganzen Gegend.

Es war damals eine gar merkwürdige Zeit, Ihr Kinder. Die Franzosen hatten den Juden den Kopf verdreht. In Mainz, in Frankfurt, in Kreuznach, in Alzey, kurz, überall, wohin sie kamen, hatten sie die Judengassen gestürmt, die Thore abgerissen und erklärt, alle Menschen seien gleich, und die Juden hätten dieselben Rechte wie die Christen. Ueberall hörte man sagen: liberté, égalité, fraternité! Sie nannten die Juden citoyens, forderten sie auf, Soldaten zu werden und aus den Judengassen herauszuziehen. Alle jungen Leute, Juden und Christen, waren für die Franzosen begeistert; besonders die jüdischen jungen Leute wollten jetzt etwas anderes werden, aber sie wußten nicht was. Da gab es in jeder Familie Verdruß und Zank zwischen den Alten und den Jungen. Die Alten meinten, das nehme kein gutes Ende, wenn die jungen Leute etwas anderes werden wollten, als die Eltern und Großeltern gewesen. Der Jude sei im Golu geboren und müsse im Golu sterben, bis der Moschiach komme. Die Jungen sagten wieder, Napoleon sei der Moschiach der Juden; er gebe ihnen ja alle Rechte und Freiheiten, von denen man zehn und zwanzig Jahre zuvor nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Seien

doch alle Menschen, Bauern und Stadtleute, ganz veressen auf den Napoleon, weil er die Menschen frei mache, ohne zu fragen, welche Religion sie haben. Viele jüdische junge Leute wollten studiren, nur Ram wollte keiner werden. Ramen dann, wie gewöhnlich, am Schabbes-Nachmittag die Jungen und die Mädchen von den verschiedenen Dörfern auf der Chaussee zusammen, dann wurde nicht mehr von Handel und Liebchaften, sondern von Politik gesprochen. Was die Jungen am Schabbes-Mittag besprachen, das wurde an den Wochentagen wiederholt, wenn der Joseph Nachmann auf seinem schönen Pferd angeritten kam. Viele Juden kauften sich jetzt Winger und Acker und schafften lieber im Feld, als daß sie handeln gingen. Auch Soldaten wollten sie werden, und sie find's wahrhaftigen Gott auch geworden, wennschon nur einzelne. Der alte Nachmann klagte unserem Vater über die neue Zeit, in der die jungen Leute alle „beschulzt“ wären. Sie dünkten sich zu gut, das zu werden, was Vater und Großvater gewesen, und wenn es so weiter gehe, dann würden sie noch alle überschnappen oder sich schmadden lassen. Schon lesen sie alle schlechte Bücher, worin lauter Minus²⁾ enthalten sei und die Menschen nur Apifories³⁾ lernten. Damit that der alte Nachmann seinem Sohn arg Unrecht, denn der war so fromm und rechtschaffen, wie Einer nur sein kann. Als der alte Nachmann nun gar gewahr wurde, daß sein Sohn Guitarre spielen lernen wollte, war er ganz außer Fassung. Das sei der Anfang vom Ende, und er bitte Gott, ihn bald von der Welt zu nehmen, damit er nicht noch den Raar⁴⁾ erleben müsse, daß sein Joseph ganz und gar neuartig werde. Unsonst versuchte unser Vater ihn zu überzeugen, daß man auch Musik machen könne, ohne an seinem alten Glauben zu sündigen: der alte Nachmann blieb ein geschwornener Feind aller Instrumente. Einmal lud ihn der Vater ein, doch in die Stube zu kommen und zuzuhören; da hielt jener sich aber mit beiden Händen die Ohren zu und schwor, er wolle lieber taub werden, als diese gottlosen Gewaltstreiche anhören. Voller Haß und Born schwang er sich auf sein Pferd, und er war schneller zum Hofthor hinaus, als man Amen sagen kann.

Die immer häufigeren Besuche Joseph's fielen unsoweniger auf, je mehr es ja allgemein bekannt wurde, wie treue Freunde er und Euer Großvater waren. Die brüderliche Zuneigung zwischen Beiden war so groß, daß man sie häufig David und Jonathan nannte. Wohlte das Beste noch so schlecht sein, der Joseph kam trotzdem von Langenlonsheim herüber, so sicher wie Euer Großvater über jeden zweiten Sabbath dort nächtigte. Das war wirklich noch echte, treue Freundschaft, wie sie leider immer seltener wird. Da zersprangen eines Tages einige Saiten auf meiner Guitarre, und ich konnte nicht mehr spielen. Das hörte der Joseph und fragte mich, wo man neue Saiten herbekommen könne. Natürlich nur in Mainz bei Scholt, erwiderte ich ihm. Er besieht sich sehr genau die Guitarre, löst die zersprungenen Saiten ab, wickelt sie sorgfältig in ein Papier und steckt sie in seine Briefftasche. Gleich darauf holt er sein Pferd aus dem Stall und reitet davon. Niemandem fiel etwas dabei ein, denn zuweilen blieb er nur ganz kurze Zeit, und wenn er Geschäfte zu beorgen hatte, stieg er oft gar nicht aus dem Sattel, sondern hielt vor der Thüre, bis Ramum oder sonstwer herauskam. Spät Nachmittags kommt er wieder in's Dorf geprenzt und direkt zum offenen Hofthor herein. Gleich darauf steht er hier in der Thüre. Ich war gerade mit meinen Altersgenossen, der Mamel⁴⁾ und der Kreale⁵⁾, mit Nähen beschäftigt, als er hereinkam. Wir schlugen Feuer und Flammen aus, ich wußte selber nicht warum. Der Joseph war ganz erhit, jedenfalls vom Reiten und der Sonnengluth — es

war um Sch'wuos¹⁾ herum und schon tüchtig warm. Die Mamel war ein lustiges, dreistes Mädchen und gar nicht übel. Sie hatte gewaltige, rothe Zöpfe und eine schöne Gestalt. Nur hatte sie viel Sommerprossen, die sie ein bißchen entstellten. Wie der Joseph nun noch immer in der Thüre stehen bleibt, fragt sie ihn laut: „Nun, Joseph, willst Du heut' in der Thüre stehen bleiben?“

So antwortet er gereizt: „Hat mich Einer gebrat²⁾, hereinzukommen?“

„Wenn Dich Treinle nicht brait, so bist Du von mir gebrat, Joseph. Aber gest. Du nimmst es nur von der Treinle an?“, sagt die Mamel wieder, und die Kreale fängt an zu lichern. Ich bin ganz roth geworden über Mamel's Reden und Kreale's Lachen, daß ich mich gar nicht getraute, den Kopf zu heben, sondern mich noch tiefer auf mein Nähzeug beugte. Joseph blieb aber noch immer in der Thüre stehen und antwortete der Mamel: „Du bist doch selber hier nicht daheim; Deine Einladung gilt nichts!“

Da erst blick' ich den Joseph ganz erstaunt an und jag' zu ihm: „Seit weemeh³⁾ bist Du so fremd in Löwi Partenheim's Haus, daß man Dich erst groß draien muß? Bist Du bei uns nicht zu Haus' wie 'n eigen Kind? Warum bist Du so adlich⁴⁾ heut'?“ Er bleibt aber ruhig an der Thüre stehen, blickt mich fest an und sagt: „Du mußt mich jetzt selber holen, ehader⁵⁾ komm' ich nicht herein.“ Da stand ich auf und ging auf ihn zu; er bietet mir den Arm, sagt einen Stuhl und setzt sich zu uns hin. Mamel und Kreale lachen, wie wir so Arm in Arm in die Stube treten. Er lachte ebenfalls und schwagte und scherzte mit uns Mädchen, wie wir's an dem sonst so gezeigten Menschen gar nicht gewohnt waren. Ich merkte aber, daß er doch unruhig war. Dann begann er plötzlich: „Ihr habt mich noch gar nicht gefragt, wo ich herkomme; Ihr werdet's auch nicht rathen.“

„Da wollen wir 'mal rathen“, sagt Kreale. Und Mamel meinte: „Eischer⁶⁾ von Kreuznach“; Kreale lachte: „Bon Bingen; Chajum Friedberg hat drei schöne Töchter.“

„An Chajum Friedberg's Töchter liegt mir gar nichts“, antwortet Joseph ruhig; „derentwegen reit' ich nicht nach Bingen.“

„Nun“, fuhr Mamel fort, „die Schönebergs in Alzen, die jetzt Belmont heißen, sind auch keine üblen Mädchen, wie ich hör.“

„Zu denen würd' ich auch nicht reiten“, erwiderte Joseph geringschätzig.

„Dann weiß ich, wo Du warst“, beginnt die Mamel wieder, „Da warst in Mainz, bei Reinach's Tochter; die soll ja eine Beaulé sein, und reich sind die Leute, wie wenige andere . . . Gest“, triumphirte Mamel, als Joseph schiez, „ich hab' recht gerathen?!“

„Ja, aber nur halb“, antwortete er nach einer Weile. „Ich war heute in Mainz, aber von Reinach's hab' ich Niemand gesehen.“

Jetzt war die Neugierde von uns Mädchen gar groß. Von Langenlonsheim nach Partenheim, von da nach Mainz und selbigen Tages wieder zurück zu Pferde, das war ein gar starkes Stück, und dabei war es noch lange nicht Nacht. Nun ging das Fragen, Rathen und Vermuthen los, aber Joseph gab nur halbe Antworten. Endlich wurde er ungeduldig und blickte oft auf die Uhr dort an der Wand. Es ist noch dieselbe Uhr, Ihr Kinder, und sie hängt noch immer am alten Platz, wie damals 1810.

Die beiden Mädchen merkten bald, daß der Joseph nach der Uhr blickte. Da Mamel kurz darauf von ihrem jüngsten Schwesterchen nach Hause gerufen wurde, packte auch Kreale ihr Nähzeug zusammen und verließ die Stube.

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Religionsfeindliches. ²⁾ Unglauben. ³⁾ Schmerz, Vergleid. ⁴⁾ Rarisha. ⁵⁾ Karoline.

¹⁾ Pfingsten. ²⁾ Eingeladen. ³⁾ Wann. ⁴⁾ Merkwürdig, eigentümlich. ⁵⁾ Eher. ⁶⁾ Vielleicht.

Sabbat Stunden



Illustrierte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Hirsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Kahn.

6)

„Raum waren beide fort, da bittet mich Joseph, die Gitarre zu bringen, und nun holt er die Saiten hervor, die er extra in Mainz geholt hatte. Ich war ganz überrascht, ordentlich erschrocken sogar, er aber zieht ganz richtig die Saiten auf, als habe er das schon längst gekonnt. Dann sagte er zu mir, ich mein' ich höre es heute noch: „Treinle, willst Du mich im Gitarrenspielen unterrichten, ja?“ Ich antwortete, ich sei doch gar nicht geschickt genug und verstehe selber zu wenig. Er bestand aber darauf, und so sagte ich endlich, daß ich's probiren wolle.“

Im Jahre 1804 waren die Walbrunn's in's Schloß zurückgekehrt und schlossen sich später, wie alle Adeligen und der Hof in Darmstadt und Homburg, dem neuen Kaiser von Frankreich an. 1807 starb der alte gnädige Herr. Die gnädige Frau zog fort, die Tochter hatte geheirathet, und nur ein Capitellan blieb mit dem früheren Ceremonienmeister zurück. Beide waren aber alt und der Ceremonienmeister, der auch Musikus war, wäre gar froh gewesen, wenn er Jemandem Musikstunden hätte ertheilen können. Aber wer wollte damals Musik treiben? Es waren harte Zeiten, und die Bauern hatten auch in guten Tagen nichts davon wissen wollen. Nun, um's kurz zu sagen, ich rathe dem Joseph, droben im Schloß den Musiklehrer aufzusuchen und mit dem zu sprechen. Aber er sagt ungeduldig, daß er entweder bei mir lerne oder überhaupt nicht. So kam er denn jede Woche einen über den andern Tag hierher und lernte mit großem Fleiß Gitarre. Da kam das Unglück mit der Bepp. Sie starb; bald darauf folgte ihr die Mutter in's Grab, und die Musik hörte auf in Bön Bartenheim's Haus. Das waren schreckliche Zeiten. Nur wer selbst so was erlebt hat — Gott möge Euch davor bewahren! — kann Einem nachfühlen, wie es da auf Einem liegt. Man muß immer tief Athem holen, weil man das Gefühl hat, daß man keine Luft bekommt. Unsere schöne, süße Bepp, der Stolz der Familie und der ganzen Gegend,

tot, die brave, gute Mutter tot, unser Haus so groß und weit auf einmal so still, so still! Unser Vater ging noch öfter wie sonst nach Udenheim, um sich bei Deinem Großvater Ruhe und Trost zu holen. Dort war auch die Trauer eingekehrt um den Sohn Meier, der in Amerika gestorben war. Wohin wir blickten, Leid und Weh. Und doch war das erst der Anfang. Joseph Nachmann ritt fast jeden Tag von Langenlonsheim herüber. Einmal kam er wieder, band sein Pferd draußen vor dem Thor an und betrat gleichzeitig mit Marum, Eurem Großvater, den Hof. Daß ich's nicht vergesse, Euer Großvater war damals schon verheirathet, wohnte droben nach dem Hof zu und hatte sein erstes Kind, Deine Mutter, bekommen. Die war ein paar Wochen alt, und ich pflegte Mutter und Kind. Wie gesagt, kamen beide zum Hof herein, wo Deine Großmutter mit ihrem kleinen Mädchen saß. Ich trat eben aus der Thür, da kam der Joseph auf mich zu, flüsterte mir etwas in's Ohr, was ich nicht verstand, faßte mich an der Hand und ging mit mir in den fast immer dunklen Hausflur. Dort ließ er meine Hand los, legte seine Hände auf meine Schultern und fragte mich: „Treinle, liebe gute Treinle, kannst Du mich nicht lieb haben? Das will ich Dich fragen. Ich möchte, daß Du mich so recht lieb hättest. Drum frag' ich Dich, kannst Du mich lieb haben?“

Ich war ganz erschrocken, so daß ich erst vor lauter Herzklopfen nicht sprechen konnte. Dann aber, wie er, so groß und so stark er war, wie ein Kind ganz demüthig vor mir stand, schossen mir die Thränen in die Augen. Ich wußte noch immer nicht, wie mir war, aber daß man den Joseph lieb haben konnte, das war ja gar nicht schwer. So antwortete ich denn endlich: „Gewiß kann ich Dich lieb haben, und ich werde Dich auch lieb haben, und von jetzt an immer mehr.“ Da beugte er sich zu mir, küßte mich, und ich küßte ihn wieder, und wir waren miteinander verlobt. Dann gingen wir Hand in Hand, wie zwei

Kinder, voller Glück in den Hof, wo Euer Großvater hinter der Großmutter stand. „Sie hat mich lieb, sie will mich“, rief Joseph laut in den Hof. Da antwortete Euer Großvater „Majeltow“ und begann zu weinen. „Ach, wenn das die Bepp erlebt hätte“, schluchzte er, „und unsere geliebte Mutter!“ Auch uns Allen rannen die Thränen die Wangen herab. Wäre jetzt der Mendel, Eures Großvaters Bruder, dagewesen, wäre mein Glück vollkommen gewesen. Aber die beiden Brüder vertrugen sich niemals lange. Euer Großvater war trotz seiner Güte immer ein jahzorniger Mensch gewesen, und Euer Großonkel, der Mendel, immer rechthaberisch. Das thut selten gut. Unserem Vater machte es Verdruß, daß die beiden sonst so guten Menschen sich immer stritten und mit fremden Leuten sich besser vertrugen, als mit einander. Sie waren aber eben zwei gar zu verschiedene Charaktere, um zu harmonieren. Und weil der Vater voraussah, daß die Beiden nie miteinander auskommen würden, hatte er dem Mendel alle Liegenschaften in Nieder- und Ober-Saulheim und uns andern Kindern Alles, was hierherum liegt, überschrieben. Auch das war sehr klug. Warum? Darum!

Ich ging hinauf auf meine Kammer und kleidete mich so an, als wollte ich in's Schloß. Dann gingen wir Beide durch's Dorf, unserem Vater entgegen, der wieder einmal nach Udenheim gefahren war. An allen Thüren und Fenstern blickten uns die Leute verwundert nach; nun wußten ja alle, daß ich Joseph Nachmann's Braut war. Wir hatten nicht sehr weit zu gehen, da sahen wir unten auf der Chaussee des Vaters Kalesche, die langsam herauf fuhr. Ich hab' es aber eilig gehabt, denn mein Herz war voll, und ein Wonnegesühl stieg in mir auf, das mich glücklich machte. Manchmal glaube ich, ich sei ein ganz anderes Wesen geworden in der letzten Stunde und noch nicht recht bei mir. Und der Joseph ging still neben mir her und sah mich nur an; ich fühlte es, wenn ich auch nicht zu ihm hin blickte. Aber bei all' meinem Glück, meiner Freude, die ich selbst noch nicht begriff, fehlte mir Jemand, mit dem ich hätte sprechen können oder lachen oder weinen oder springen und tanzen. Ach, warum lebt die Mutter nicht mehr? Oder die Bepp? Wie ich so alles überdachte, da sind wir auch schon beim Vater angelangt, denn wir waren, ohne es recht zu merken, schnell die Chaussee hinabgeëilt.

Der Vater streckte uns die Hand entgegen, die wir beide küßten; er schien völlig vorbereitet und gar nicht überrascht. Wie ich ihm aber die Hand küßte und er mit der andern mir über das Haupt strich, da kam es über mich, als sei ich plötzlich ganz vereinsamt. Ich schrie laut auf: „Vater, warum giebst Du Deinem Kinde keinen Kuß! Bin ich Dir nicht so gut wie die Bepp? Ich hab' ja, da unsere Mutter tot ist, nur Dich, Vaterchen, und Du giebst mir, Deinem Kind, keinen Kuß, wo ich doch nun Braut bin!“

Kaum hatt' ich das gesagt, da war der Vater auch schon aus der Kalesche, legte seine beiden Arme um mich und begann still zu weinen. Ich weinte an seinem Hals, und wir küßten uns und küßten uns immer von Neuem. Dann küßte er auch den Joseph und sagte zu ihm: „Joseph, Du hast nicht hinter meinem Rücken mit meiner Tochter gekuschelt¹⁾, wie der Horweilerer mit meiner Bepp gethan hat. Du hast zuerst mit meinem Marun gerebt und Dein Vater nur mir. Du hast meiner Treiule vorher nichts geschrieben und nichts gesagt. Das war schön von Dir gehandelt. Sie ist zwar erst fiebzehn Jahr alt, aber doch kein Kind mehr. Jetzt kannst Du ihr meinetwegen auch schreiben und mit ihr reden, was sich Chossen und Kalle zu sagen haben.“

Der Joseph antwortete dann: „Seid mir's mooschel²⁾,

Neb Löw, ich sag' Euch Zejajcher koach³⁾ für Eure Lieb' zu mir; aber zu schreiben werd' ich der Treiule nicht viel haben, ich sag' ihr alles selber. Wenn ich ihr mit 'nem Schliach⁴⁾ 'nen Brief schicke, dann werd' ich wahrscheinlich mein eigner Schliach sein.“

Spät Abends ist der Joseph heimgeritten; der Vater, Marum und ich gaben ihm bis an die Kreuzchauffee das Gelekt. Unterwegs haben sich noch eine ganze Menge Leute angeschlossen, theils aus Neugierde, theils aus Freundschaft, auch aus Kurzweil. Am nächsten Morgen in aller Frühe schon kam Nachmanns Knecht aus Langenlonsheim und brachte einen Brief an mich.“

Hier machte die Großtante eine längere Pause. Ihr Haupt senkte sich, und ich sah Thränen in ihren Schoß fallen. Wir wagten nicht zu sprechen und warteten ruhig, bis die Greisin fortfahren würde. Da wandte sie sich zu mir und begann feierlich: „Ich hab einmal Bewoe⁵⁾ gemacht, daß mir, wenn mich einst der liebe Gott abgerufen haben wird, ein Kästchen mit in den Dron⁶⁾ gegeben wird, das droben im großen Schrank steht und alle Briefe von meinem Joseph enthält. Zuletzt hab' ich mir's anders überlegt. Das Kästchen mit den Briefen soll eines von Euch bekommen als Andenken an mich, Eure alte Großtante. Ihr sollt daraus lernen, wie man sein Schicksal tragen muß. Aus diesen Briefen ist viel zu lesen, viel zu lernen, doch müßt Ihr größer und älter sein, wenigstens zwanzig Jahre, ehe Ihr sie kennen dürft. Alles, was ich jetzt nicht schildern kann, steht darin. Euch erzähl' ich jetzt nur, wie ich geheiratet hab', wie mein Mann fort ging, fort mußte und bis auf den heutigen Tag nicht zurückgekommen ist.“

In der Stube begannen die Schatten der Dämmerung zu wehen und verdichteten sich mäßig bis zu uns heran. Aus diesem weichen Dunkel leuchtete die Haube der Tante mit den blaugrauen Bändern und das helle Kleid meiner Cousine, welche ihr Köpfchen in den Schoß der Tante gelegt hatte. Das weiße Gesicht schimmerte wie ihre weißen Arme, die unter ihrem Haar gekreuzt lagen. So saßen wir still und blickten zu dem geöffneten Fenster hinaus in's Freie, wo auf den Fittigen der Dämmerung der Sabbath sich Flügel wob, um zu entschweben. Mit dem wehmüthigen Gefühl, das beim Versinken eines scheidenden Tages unsere Seelen bestricht, uns mit ahnungsvollen Bildern erfüllt, verharren wir noch lange stumm beisammen, bis völlige Nacht uns umgab.

Am darauffolgenden Tage zogen düstere Wolken herauf, die ein nahendes Gewitter ankündigten. Trotzdem ging der Großvater, wie alle Sonntag, zu Boruch's in der Unter-gasse, wo die Leute, meistens ältere Männer, zusammenkamen und Karten spielten. Seine lange Pfeife in der einen, seinen Tabaksbeutel in der andern Hand, machte sich der Großvater hemdärmelig dahin auf, um dem Spiel zuzusehen. Nicht selten entstanden unter den Männern Zankereien, und die Gewinnenden mußten sich manche Stichereien gefallen lassen. Denn, wenn auch noch so kleine Einsätze gemacht wurden, so wollten doch die Verlierenden wenigstens die Genugthuung haben, daß sie ihren glücklicheren Gegner den eingestrichenen Einsatz mit spigen Diebsarten weiblich verleiteten. Und darin lag für die Uebrigen, die sich nicht am Spiel betheiligten, das größte Vergnügen.

Um sechs Uhr wurde das einfache Nachtmahl eingenommen, nach dem sich der Großvater nochmals in das Spielhaus begab, welches die Leute im Dorfe nach dem berühmten Bade- und Spielort „Homburg“ nannten. Um acht Uhr war das Gewitter vorüber, aber der Regen hielt an. Wir gruppirten uns wie Tags zuvor um die Groß-

¹⁾ Angebunden, heimlich gethan. ²⁾ Entschuldigt.

³⁾ Dank. ⁴⁾ Vole. ⁵⁾ Legten Willen. ⁶⁾ Sarg.

tante. Sie erkundigte sich, wo sie ihre Erzählung abgebrochen, und begann:

„Also, der Vate brachte einen Brief, in dem Joseph's Vater seine Freude ausdrückte, der Meschutten¹⁾ Löw-Partenheim's zu werden. Er wünschte Glück und Segen zu unserer Verlobung und kündigte an, daß er mit seinen Kindern am folgenden Abend zum Knaz²⁾ kommen werde. Inzwischen sollten Joseph und Marum nach Mainz fahren und dort zwei Ringe kaufen. Weil erst kurze Zeit nach dem Tode unserer Mutter und der Bepp verstrichen war, so sollte keine große Szude³⁾ stattfinden. Wenn aber der liebe Gott Alle gesund und am Leben erhalte, dann werde es eine Chagne⁴⁾ geben, wie noch keine zuvor gefeiert wurde. Wie er so schrieb, hatte er sich nebbich nicht gedacht, daß wirklich nie zuvor eine solche Chagne stattgefunden habe. Gott möge alle braven Menschen vor so'ner Hochzeit bewahren, wie leider meine war“.

Die Großtante seufzte tief auf, rückte ihre Haube zurecht und fuhr fort: „Eins muß ich aber doch sagen und dafür Haschem Jisborach dankbar sein: Einen so glücklichen Brautstand, wie ich ihn gehabt habe, giebt's nicht oft. Aber auch diese glücklichste Zeit im Leben eines jungen Mädchens sollte mir mit Vermuth versehen werden. In Koheleth steht geschrieben: „En Jisron tachas haschomesch, es giebt nichts Vollkommenes unter der Sonne.“ Es war keine laute, helle Simcha, wie sie sonst herrscht, wo 'ne Kalle im Hause ist. Das hätte ja auch gar nicht sein können. Wenn die Mutter tot ist, dann ist's gerade, als sei uns etwas aus dem Herzen gerissen und etwas zersprengt worden, was nicht mehr zusammengebracht werden kann. Man vergißt's zuweilen für kurz, manchmal auch für länger, aber dann kommt ganz plötzlich etwas über uns, und wir werden mit Schrecken inne, daß uns das Beste und Schönste fehlt, was wir auf Erden je besaßen. Nicht weniger traurig ist's, wenn der Vater stirbt. Dann ist's, als sei plötzlich ein großes Licht vor uns ausgelöscht worden. Alles thut uns weh, was uns sonst erfreut hat. Der blaue Himmel, der Sonnenschein, das neue Grün, das Blühen in Feld und Garten, kurz Alles, was sonst freudig stimmt, vergrößert unser Leid. Wir begreifen

plötzlich gar nicht, wie die die Natur sich erneuern und widerbeleben kann und unsere Liebsten in der Erde zerfallen. Nachts zumal, wenn uns das Dunkel umgiebt, überkommt es uns, wenn wir zuvor noch so fröhlich waren, die sind tot, die sich am meisten mit Dir gefreut hätten. So ging es mir. Jede Nacht dachte ich, wenn jetzt meine süße, herrliche Bepp hier mit mir in der Kammer schlief und ich ihr Alles erzählen könnte, was ich so denke, oder meine Mutter läge da nebenan statt draußen auf dem guten Ort, wer wäre da glücklicher wie ich! Und doch, Kinder, giebt es Etwas, was noch schlimmer ist wie die Gewißheit des Todes, nämlich die Ungewißheit des Todes. Das kann einem Menschen das Herz verbrennen; nicht zu wissen, ob Einer von unseren Nächsten und Liebsten lebt oder tot ist, ob er längst begraben ist, oder irgendwo in Kummer, Hunger und Krankheit dahinsiecht. O Gott, o Gott, wie hart ist eine solche Prüfung!“

Die Greisin schluchzte laut auf. Als wir die geliebte Großtante so herzlich weinen sahen, stieg es auch uns vom Herzen in die Augen, und wir begannen gleichfalls zu schluchzen, bis mein Väschen sich erhob, seine Arme um den Hals der alten Frau legte und sie innig küßte. Wir beiden Knaben erfaßten die Hände der Greisin und drückten unsere Lippen darauf.

Nach einer Weile begann sie wieder: „Mit Ausnahme von Schabbes, kam mein Bräutigam fast jeden Tag hierher. Manchmal fuhr ich Freitags nach Vangentonsheim und blieb dort bis Sonntag Abend. Wir benutzten dabei unsere Kalesche, und wenn diese, wie meist, mit noch mehr Gästen gefüllt war, dann ritt mein Bräutigam daneben her und scherzte mit uns Allen. Die Kamele begleitete mich oft nach Vangentonsheim, was der Rafael Katt, ein Verwandter der Nachmanns am Liebsten sah. Wie waren wir da jedesmal so vergnügt!“

Wenn mein Joseph sich auf den Heimweg begab, dann begleitete ich ihn bis an die Kreuzhauffee. Dort nahmen wir Abschied und winkten einander so lange zu, als wir uns sehen konnten. Dann blieb ich noch stehen und betete still, daß er gesund heim- und wiederkommen möge. Dort an der Kreuzhauffee haben wir zuweilen lange gestanden und entzückt in diese schöne Gottesnatur hineingeblüht.“

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Verschwäger. ²⁾ Verlobung. ³⁾ Festmahl. ⁴⁾ Hochzeit.

Die Juden und der italienische Carneval.

Von Max Hochdorf in Berlin.

Italienischer Carneval! Das Wort ruft in der Vorstellung des Hörers den Inbegriff aller Lust und Fröhlichkeit hervor, den Gedanken an ausgelassene und doch geschmackvolle Vergnügungen, an die zarten, lachenden Frauengesichter der Frührenaissance und die edlen, vollkommenen Gestalten, die Raffael und Andrea so wundervoll gemalt haben. Alles das ist Leben geworden, heißes, pulsirendes Leben, das sich auf der piazza del popolo in Rom vorwärts drängt und in Florenz nach ernstern, künstlerisch abgeklärten Gesetzen sich entwickelt. Eine helle Freude muß es gewesen sein, an diesem sonnigen Treiben theilzunehmen, das Goethe so anheimelnd und farbenreich beschrieben hat. Und doch schrillte manch' herber Mißklang durch das Festesjauchzen. Nicht immer hatten die Feienden ein Recht auf überschwängliche Lust. Oft haben sie schwer gesündigt an dem heiligen Geiste der Menschenliebe.

Spaß und Stoff zum Lachen wollten die Römer haben um jeden Preis, und dazu mußten die Juden reichlich herhalten. Es war so bequem, auf Kosten der Ghettabewohner sich zu vergnügen. Sie mußten die Ausgaben für den Carneval aufstreiken; ihre ältesten und angesehensten Männer

hatten der Senatoren-Cavallade beim feierlichen Festeszuge voranzuschreiten. Da ging es denn nicht sehr ruhig und ehrfürchtig zu. Mit lauten Schimpfreden wurden die „Hebräer“ begleitet; „Heb, Heb“, rief man, was — wie der lateinisch schreibende Chronist lakonisch sagt — „Hebräer“ bedeutet¹⁾. Aber schon vor Beginn der eigentlichen Volks-Lustbarkeiten hob die Erniedrigung der Juden an. Am Sabbath vor den Rosentagen hatte sich eine Deputation auf das Kapitol zu begeben und knieend Blumen und 20 scudi, die zur Ausschmückung der Staatsloge auf der piazza del popolo gebraucht werden sollten, zu überreichen. Als Dank setzte man ihnen den Fuß auf die Stirn. Dann baten sie, fernerhin mit ihren Familien in der Stadt bleiben zu dürfen. Das wurde ihnen gewährt, aber nicht als Recht, sondern als Gnade, für die sie wieder reichlich scudi zu zahlen hatten: Sie sollten sich auch an den Festen der Herrscher bewußt bleiben, daß man sie nur duldete. Dabei

¹⁾ Diese Etymologie erscheint viel einleuchtender, als jene, nach der „Heb“ aus den Anfangsbuchstaben von „Hierosolyma est perdita“ entstanden ist.



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von
Dr. Girsch Hildesheimer in Berlin.

Die Dorffseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

7)

Von Arthur Rahn.

Nach einer Weile fuhr die Tante fort: „Da sah man in's Allenz, in's Münsterthal, in die Pfalz, vom Donnersberg bis zum Hunsrück. Mein Joseph ist all' sein Leben ein feiner Mann gewesen. Was schön war, hat ihn entzündet. Da sagte er, wie wir so, Arm in Arm gehend, im Abendsonnenschein an der schönen Landschaft uns ergötzen, wo Alles in Farben und Sonnenschein lag: „Treinlechen, wenn ich je einmal von Dir länger fortmüßte, hier, an der Stelle sollst Du auf mich warten; nur hier möchte ich von Dir begrüßt sein. Und wenn ich lange von Dir fernbleiben müßte, so käm' ich nur auf Freitag-Mittag zu Dir. So schön wie es am Freitag-Abend und Schabbes bei Dir ist, kann es nur noch im Gan Eden sein. Also, nur Freitag-Mittags und an diesem Platz magst Du auf mich warten.“

Ich war erstaunt, den Joseph so reden zu hören und meinte: „Mit Gottes Wille wirst Du nie lange von mir wegbleiben müssen. Entfernung ist der Liebe Tod. Wir wollen beisammen bleiben.“ Darauf sagte er „Amen“.

Im Winter haben wir an meiner Ausstaffirung gesponnen und genäht; Abends sind meine Freundinnen gekommen, haben ihre Spinnräder mitgebracht und ihre Laternen; bald darauf fanden sich auch unserer Brüder Freunde ein, sodaß beim Spinnen und Nähen keine Langeweile war. Eines Tages erschien der Schreiner-Peter und nahm Maas für die Möbel, denn unsere Stuben und die Langenlonshheimer hatten dieselbe Größe. Der Schreiner-Peter sollte eine Bankliste¹⁾, einen großen Kleiderschrank, drei Tische und zwölf Stühle, einen Armstessel, zwei Betten und zwei große Truhen machen. Dazu brauchte er wenigstens sechs Monate Zeit. Am Tagbeomer²⁾ 1811 sollte die Hochzeit stattfinden.

So kam das Frühjahr herbei und bald darauf Begach. Der Schreiner-Peter hatte allgemach das meiste Möbel fertig gestellt und begann schon zu polieren und zu lackieren. So oft mein Joseph nach Haus ritt, blieben wir am Fenster des Tischlers stehen und betrachteten die Möbel, die einst unseren Hausstand bilden sollten, und wir freuten uns wie die kleinen Kinder. Der Peter versicherte uns jedesmal, wenn wir in seine Werkstätte traten, daß selbst droben im Schloß kein so gutgearbeitetes Stück sei, als hier von seiner Hand verfertigt würde. Noch hätte Niemand in der Gegend Alles von Eichenholz gemacht bekommen, und das sei Holz, das die meiste Anstrengung verursache.

Wir zählten die Tage bis zur Hochzeit. Meine Freundinnen überlegten schon, welche Kleider sie sich machen und tragen wollten, die Jungen, mit welchem Mädchen sie tanzen würden; die Nähmamsell bestimmte bereits in den Häusern die Tage, wo sie zum Arbeiten kommen würde, kurz, weit im Umkreise bereiteten sich die Leute auf meine Hochzeit vor. Wir rechneten auf wenigstens fünfhundert Gäste. Drei Wochen vorher wurde am Schabbes, nachdem der Gottesdienst aus war, in allen Synagogen der Gegend vom Lehrer oder Barneß³⁾ verkündet: „Am Tagbeomer macht Böm Partenheim's Treinle Chassne und läßt ganz Rah'l braien; kommt all' miteinander, Ihr Deut'!“

Sarchen Fränkel in Mainz war damals die berühmteste Schneiderin; sie selbst nannte sich tailleuse parisienne. Alle zwei Jahre ging sie auf ein paar Wochen nach Weimhausen bei Fulda zu Verwandten. Kam sie dann zurück, so sprach sie kein Wort Deutsch und erzählte, sie sei in Paris gewesen und habe sich die neuesten Moden angesehen. Sarchen Fränkel sollte mein Brautkleid machen, und sie hat es sehr schön fertig bekommen. Es war aus blaßgelbem Damast mit schönen eingewirkten Blumen. Doch was erzähl' ich

¹⁾ Eine Art hölzernes, auseinanderziehbbares Kanapee, das Tags über als Bank, Nachts als Bett diente.

²⁾ Dreihunddreißigster Tag im Omer.

³⁾ Vorsteher.

darán? Am Schabbes wurde dem Vater in der Schul¹⁾ übel, und er konnte schon nicht mehr bis Schluß bleiben. Totenbleich kommt er nach Haus und setzt sich in den Lehnstuhl. Er klagt über Kopfschmerz und Schwindel; dabei wird er immer blässer. Zufällig war der Joseph über Schabbes bei uns, der jagt den Knecht nach Wörststadt zum Doktor. Der Knecht reitet so schnell er kann zum alten Turell, der auch nach kaum einer Stunde angefahren kommt. Dann hat der Knecht schnell wieder einen andern Gaul bestiegen und ist nach Wörststadt zurück in die Apotheke, um Arznei und Blutegel zu holen. Es hat aber nichts genutzt. Der Vater konnte kaum mehr lispeln. Nach Mincha ging es langsam zu Ende mit ihm. Er war bei vollem Bewußtsein, wurde aber zusehends schwächer. Da kamen denn die Chewra-Männer, um dem Vater die Scheimans²⁾ vorzusagen. In mir war Alles wie erfroren und starr. Ich konnte es nicht fassen, daß der Vater sterben würde. Die Brüder weinten und stöhnten, dem Joseph strömten die Thränen über's Gesicht, nur ich konnte nicht weinen. Ich hielt die Hand des Vaters umfaßt und sah mit weitaufgerissenen Augen in sein schönes, vornehmes Gesicht mit den unendlich gültigen Augen, die mich beständig anblickten. Da fühlte ich plötzlich, wie ein Schauer durch seinen Körper ging und seine Hand leise zitterte. Im selben Augenblick riefen die Männer „Sch'ma Jisroel“ und noch einmal und noch ein drittes Mal. Ich habe aber die ganze Stube voll Männer überschrien, denn ich erwachte wie aus einem furchtbaren Bann. Ich hatte einen merkwürdigen, thörichten Gedanken: der Vater hat die Bepp lieber gehabt wie mich, er will zur Bepp. Da fing ich an zu schreien und zu jammern: „Vaterchen, Vaterchen, warum willst Du Dein Kind verlassen?! Warum hast Du die Bepp lieber wie Deine Treinle?“ Ich wollte dem Vater in die Augen blicken, da sah ich, wie die Lider langsam herabsanken; ein grauer Schatten, ein richtiger Schatten hatte sich auf sein gutes Gesicht gelegt. Ich wollte mich über ihn werfen, ihn warmküssen, da zogen mich ein paar Arme sanft zurück. Es war mir, als wenn ein Donner in meine Ohren schlug, als die Männer laut das Boruch scheim k'wod malchussau leolam wood³⁾ riefen. Unser Vater war to! Ich konnte und ich wollte es nicht fassen. Noch heute sehe ich ihn rüstig und vergnügt zur Schul⁴⁾ gehen. Er hatte schwarze Sammelhosen an, weiße Strümpfe, Schuhe mit Silber schnallen, einen blauen Frack mit silbernen Knöpfen und eine feingebloomte Weste, hinter der das weißgefräuselte Hemd mit den hohen Vatermördern wie eine Blüthe hervor sah. Ich reichte ihm noch sein Barett, und so ging er mit den drei Jungen fort, um als Sterbender nach Haus zu kommen. Und kaum war der Sabbath aus, da lag auch schon Löw Partenheim, der vornehmste, reichste und wohlthätigste Mann der ganzen Gegend, auf einem Bund Stroh auf der Erde, mit den Füßen gegen die Thüre, ein kleines Licht zu Häupten, verdeckt von einem schwarzen Tuch.

In der Zeit habe ich so recht die edle Natur meines Bräutigams kennen gelernt. So lange der Vater noch im Haus war, versuchte er nicht, mir Trostworte zu sagen. Er überließ mich ganz meinem Schmerz, der nur noch größer und bitterer wird, wenn die Leute zur Unzeit zu trösten versuchen. Während der Schiwah⁵⁾ blieb er bei uns im Hause und wachte mit großem Barigefühl die Leute zum Weggehen zu bestimmen, sobald er merkte, daß ihr Besuch zu lang zu werden anfing und sie in der guten Absicht, zu trösten, oft nur noch das Leid vergrößerten. Im Unterlassen, Ihr Kinder, liegt oft mehr Bildung, wie im Thun; die wenigsten Menschen wissen zur rechten Zeit aufzuhören, denn es ist das eins der größten Künste. . . . Doch ich will mich nicht selber unterbrechen. So lange die

Leute noch kommen und man von Morgens bis Abends auf dem Fußschemel sitzt und im Sefer chajim¹⁾ liest, fühlt man noch gar nicht so, was für Schreckliches Einem durch den Tod passirt ist. Aber nach einer, zwei und drei Wochen, wenn man wieder mehr allein ist, wenn man auf den Stuhl sieht, auf dem der Heimgegangene gesessen und der jetzt leer bleibt, wie sein Platz am Tische, wenn man überall auf Gegenstände stößt, die der Tote einst benutzt hat, wenn man Nachts die Thüre schließt und sich denkt, da draußen liegt Einer von denen, die sonst hier im wohlverriegelten Hause schliefen, dann wird es Einem schrecklich zu Muth. Da liegt man Nachts im Bett, man hört den Regen fallen und denkt, jetzt regnet's in sein Grab, und der Wind, der draußen pfeift, umsaust jetzt seinen Hügel, und Du liegst hier unter einem schützenden Dach, während Dein Bestes, was Du auf Erden besessen, unter den vielen Toten zwischen den Steinen und Gräbern liegt. Wohlt dem, der dann noch in sein Kissen hineinweinen kann und den seine Thränen in den Schlaf lullen! Was aber dann das Schlimmste von Allem ist, das sind die Fragen, die man an sich selber stellt: ob man dem Toten auch Genüge gethan, so lange er bei uns weilte, ob man ihm nicht zu Unrecht gekränkt, ob man ihn genug geliebt, ihm nicht wehe gethan hat. Mag man zu Jemandem im Leben noch so gut gewesen sein, man entdeckt doch Lücken in seinem Thun, die man nicht mehr gut machen kann. Wehe dem, der sich dann der Schuld bekennen muß! Auch ich habe mir solche Gedanken gemacht. Ich dachte zuweilen, mein Vater habe die Bepp lieber gehabt wie mich. O, wie unrecht, wie schlecht war das von mir! Wie konnte ich nur derart von dem edlen Menschen denken! Und wie unrecht that ich gegen meine süße, schöne Schwester! Ich war noch zu dumm und zu jung, um zu begreifen, daß Eltern ein unglückliches Kind doppelt lieb haben. Hätten sie doch Bepp lieb haben müssen, weil sie nicht nur so engelgleich schön, sondern auch so engelhaft gut und fromm war! Möge mir Gott und mein Vater, die sündhaften Gedanken vergeihen, die Bepp hat mir's sicher schon vergeihen. . . .

Selbstverständlich haben wir jetzt nicht an's Heirathen gedacht. Ich gab mich ganz meiner Trauer hin, und mein Bräutigam ließ mich in Allem gewähren. Er kam jetzt jeden Tag hierher, und ich begleitete ihn jeden Tag bis an die Kreuz-Chauffee, wenn er fortging.

Eines Abends kommt Euer Großvater, dieweil ich im Hof sitze und buttere — der Joseph stand bei mir — und sagt, man müsse doch daran denken, daß wir heirathen. Auch der alte Nachmann wollte seine Schwiegertochter endlich bei sich haben, denn der Neubau war längst fertig, und es fehlte eine Frau im Haus. „Gut“, sagte mein Bräutigam, „die Treinle soll den Termin bestimmen, überlegen wir gleich miteinander.“ Da hieß es denn, im November, wenn der Herbst²⁾ eingethan sei, solle eine stille, kleine Hochzeit stattfinden.

Das war so ungefähr im Juli. Einige Wochen darauf zog mächtig viel Militär durch's Land. Die Leute wurden ängstlich, man ahnte, daß etwas komme und wußte nicht was. Auf der Mairie erschienen Offiziere, und in den Dörfern wurden unter den jungen Leuten Zählungen vorgenommen. Jedes Departement und jeder Kanton sollte Musterung halten und Soldaten stellen. Nun gab es große Verwirrung wegen der Heerespflichtigen. Manche junge Männer, die mit zwanzig Jahren und auch früher geheirathet hatten, sollten Soldaten werden, und ledige Leute, die über fünf- und zwanzig zählten, hatten zu Hause bleiben dürfen. In den Städten, auf dem Lande, kurz überall herrschte Verwirrung und Verwirrung.

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Synagoge. ²⁾ Sterbegebete. ³⁾ Gelobt sei der Name Seiner Herrlichkeit. Wenn der Sterbende den letzten Athemzug gethan, wird dieser Vers gesagt. ⁴⁾ Die sieben Trauertage.

¹⁾ Ein Buch moralisch-philosophischen Inhalts, das zugleich über das Verhalten in Trauerfällen Lehren erteilt. ²⁾ Die Weinlese.

Sabbat Stunden



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Girsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahn.

8)

Die Franzosen zogen einfach durch die Gassen und auf's Feld und holten die kräftigsten Leute von der Arbeit weg und steckten sie unter die Soldaten. Von Woche zu Woche wurde das ärger, und wenn die Leute von Weitem ein Trupp Franzosen kommen sahen, liefen sie schnell und benachrichtigten die Uebrigen. Dann versteckten sich die Burschen auf dem Heuboden und hinter den Fässern im Keller, bis die schrecklichen Menschen fort waren. Da kam — es war am Schabbos vor Sch'wuans, ein Tag, der mir nicht aus dem Gedächtnis schwinden wird — der Marun, Euer Großvater, ganz verstört und blaß aus Schul, und mit ihm Bruder Mendel. Das Blut starrie mir vor Schrecken, wie die beiden so totenbleich in's Haus stürzten. So war auch der Vater aus Schul heimgekommen, wie er sich zum Sterben hinlegte. Mir war die Kehle zugeschnürt, ich konnte nichts fragen. Wenn der Marun und Mendel sich miteinander vertrugen, dann mußte etwas Ernstes oder Trauriges im Anzug sein. Und jetzt sahen sie sich ängstlich an, als wollte Einer vom Andern Muth gemacht haben. Endlich hatt' ich mich gefaßt und frage, was passirt sei. Statt aller Antwort sagt der Mendel: „Treinle, Du mußt Chassne machen, ehe Sukkos¹⁾ ist.“

Nun war ich ein Mädchen von achtzehn Jahre, hatte ganz gut für zwanzig gelten können und viel Gutes, noch viel mehr Böses erlebt, hatte Schwester, Mutter und Vater in's Grab sinken sehen. Da stellt man sich schon fester auf, wie in stetem Glück. Ich fragte einfach: „Warum auf einmal so plötzlich?“

„Ein kaiserliches Edikt ist ausgekommen,“ sagte Mendel, „daß alle ledigen Männer bis zu dreißig Jahren zu den Soldaten müssen; die verheirateten dürfen zu Haus bleiben.“

Bald darauf kamen fast sämtliche Männer im Dorf zu uns, alle in größter Aufregung. Der Barnes hatte den

Leuten anempfohlen, nach Schul in Böwt's Haus zu kommen. Die Sache war nämlich so gekommen: Es traf ein Schreiben beim Bürgermeister ein, daß alle Ortseinwohner in ein Register notirt werden müssen, auch die Juden. Jeder Familienvater und jede Wittwe mit Kindern sollte sich beim Maire einfinden und ihren Familienbestand angeben. Tag und Stunde, wann die Meldeangaben zu machen seien, würde durch die Ortsschelle bekannt gemacht werden. Nun war ein solcher Lärm vom Disputiren, Vermuthen und Prophezeien, daß man sein eigen Wort nicht mehr vernehmen konnte. Da schrie ein Mann, so laut er vermochte: „Ruhe, Ihr Leute, seht seid Alle still und hört mir zu!“ Man horchte auf, und der Jösel²⁾ begann eine große Rede. Er erklärte, was das Edikt bezwecke, daß der Kaiser nach Rußland marschieren wolle und viele, viele Soldaten brauche. Da es in dem Edikt heiße, daß nur die ledigen Männer fort müßten, so sollten die Eltern so schnell wie möglich ihre Söhne verheirathen. Die ganze Gegend sei voll mit braven, gesunden und schönen Mädchen; gerade darin sei die Pfalz berühmt. Man sollte sich nicht zu lange besinnen, denn die Mädchen würden jetzt noch rarer, wie seither die Jungen gewesen. So ernst die Verhältnisse waren, mußten die Leute dennoch lachen, wie der Jösel die Mädchen so schön an die Männer recommandirte.

Allgemach waren auch viele Weiber hinzugekommen, die Stube war ganz angefüllt von Menschen, und obgleich alle von bangen Sorgen erfüllt waren, begannen sie doch wieder laut zu reden und zu lachen. Die Eltern, welche Töchter hatten, waren nicht sehr traurig, im Gegentheil. Anstatt eine Reden³⁾ mitzugeben, schienen sie, gut Lust zu haben, von den Männern eine zu verlangen. Wie der Spektakel in der Stube nun wieder arg wurde, klopfte der

¹⁾ Laubhüttenfest.

²⁾ Josua. ³⁾ Mitgift.

Jösel mit der Faust auf den Tisch und gebot nochmals Ruhe. Dann sprach er wieder: „Ihr wißt doch, daß die Leute in der Gegend anfangen, gegen die Parsochim¹⁾ rebellisch zu werden. Sie wollen ihre Söhne nicht fortführen und in den Krieg schleppen lassen. Zemeht vom französischen Militär jetzt von hier fortgeht, nmsio rebellischer werden die Menschen. Beawaunaussenu horabbim²⁾ haben sich auch die Juden auf dem Band an die Bauern angeschlossen und gegen das Malchus³⁾ aufbegehrt. Ihr wißt doch, Ihr Leute, daß vorige Woche die Bauern in Schornsheim, in Essenheim, in Nieder- und Ober-Olm mit Mistgabeln, Sensen und Drecksflegeln auf's Militär losgegangen sind und ihm die Burschen wieder abgenommen haben, die die Soldaten fortzuschleppen wollten. So haben sie in Schornsheim ein Piquet Soldaten aus dem Dorf getrieben und mit schweren Steinen geworfen. Der Schimme Schornsheim, dieser Masif⁴⁾, hat die Bauern angeführt. Von Schornsheim sind sie nach Stadelen, und dort hat der Salme⁵⁾, der auch ein Masif ist, die Bauern angeführt. Jetzt ist's auf den Dörfern überall losgegangen, wo sich Parsochim sehen ließen und die jungen Männer abfangen wollten. Vor lauter Stizimche, daß sie gesiegt hatten, haben sich am Donnerstagabend die Schornsheimer und Stadeler Bauern schider getrunken. Eimerweise haben sie den Wein herbeigeschleppt und ausgetrunken. Der Schimme Schornsheim, der Salme Stadelen und Lööchen Pfandersheim waren grad' so schider, daß sie kein Drur Homon von Boruch Mordechai⁶⁾ mehr unterscheiden konnten. Alles in den Dörfern war voll Lust und Wein; die Leute blieben bis Mitternacht beisammen und tanzten, sangen und tranken, als wären die Parsochim schon aus ganz Aschenas⁷⁾ verjagt. Nun, Ihr Leut', kommt meine böse B'sure⁸⁾. Gestern Mittag, wie die Leute noch halb in ihrem Schituros⁹⁾ waren, kam ein großer Haufen Militär, so daß die Chaussee schwarz von ihnen war. Sie haben die Dörfer in aller Stille besetzt, die jungen Leute ausgehoben, den Schimme, den Salme und Lööchen haben sie gebunden und gefesselt, mit den Andern in die Mitte genommen und nach Mainz geführt. Die Bauern sollen gebrandschaft, die Burschen unter die Soldaten gesteckt, der Schimme Schornsheim und die zwei Stadeler aber als Landesverräter und Rebellen diese Woche noch vor dem Weissenauer Thor an der Citadelle erschossen werden.“

Kaum hatte Jösel dieses traurige Schicksal der drei Männer erzählt, da brachen Alle in lautes Weinen und Wehklagen aus. Der Schimme Schornsheim, war allerdings ein Kaufbold, aber sonst so gutmüthig wie'n Lamm und hatte ein Herz von Gold. Was sollte aus seinen fünf kleinen Würmchen werden? Salme hatte nur drei, Lööchen war ledig. Der liebe Gott muß ihnen den Verstand verwirrt haben, daß sie sich gegen die Franzosen auflehnen konnten.

Witten in dem Weinen und Jammern fing der Jösel wieder an: „Ihr Leut', laßt uns heut' noch in der Schul T'hillim¹⁰⁾ sagen, und einige von Euch müssen nach Eugenheim und Ober-Saulheim und Udenheim gehen, daß die Leute dort heute noch alle T'hinne¹¹⁾ sagen und morgen und Montag fasten sollen. Morgen, Montag und die anderen Tag', bis Erew Jomtow¹²⁾ soll's in der Schul' hergehen, wie am Tischo beaw. Abends soll ausgehoben¹³⁾ und Wajeschall geleient¹⁴⁾ werden. Die Männer sollen bis Nacht fasten, die Weiber und Mädchen wenigstens bis Mittag. Jetzt sollen alle Weiber aus der Stube gehen,

wir Männer wollen berathen, was für wir unsere armen, bethörten Brüder thun können.“

Unter fortgesetzten Stöhnen und Weinen verließen die Frauen das Zimmer, und die Männer blieben allein. Sie beschloffen, daß aus den nächsten Dorfgemeinden Boten nach allen Plätzen in fünf Meilen Umkreis geschickt werden sollten mit dem Ersuchen, daß sie schleunigst die ältesten und angesehensten Männer der Gemeinden nach Mainz entsenden mögen, wo die Vorsteher und der Ram Alles versuchen sollten, um das Todesurtheil in eine mildere Strafe umzuwandeln.

Wie die Leute endlich alle gegangen waren, nahm mich Euer Großvater bei der Hand und sprach, freundlich wie sonst seine Art war: „Treinlechen, ich hab' jetzt Vaterstall¹⁵⁾ an Dir zu versehen. Du hast gehört, wie's steht; gut ist es nicht. Die Franzosen haben bis jetzt lauter Edikte gemacht, die ihnen gut, den Deutschen schlecht gethan haben. Der Kaiser weiß vielleicht gar nicht, wie seine Edikte ausgeführt werden. Dein Joseph ist der größte und stattichste Mann hier herum, und ich habe große More¹⁶⁾, wenn der den Offizieren in die Augen sticht, so nehmen sie ihn gleich fort und stecken ihn unter die Gardisten. Dehwegen müßt Ihr schnell heirathen, und der Joseph muß sich soviel wie möglich versteckt halten, bis die größte Gefahr vorbei ist. Das Sedus owaus¹⁷⁾ wird uns dann weiter beistehen. Wie es Nacht ist und die Sterne am Himmel stehen, reite ich nach Langenlonsheim um mit ihnen zu überlegen, wie's gehalten werden soll. Jedenfalls darf er, der Joseph, nicht immer am helllichten Tag geritten kommen. Dann muß man hören, ob drüben im Erierischen auch schon die Conscription eingeführt ist, und ob Dein Chohen drüben oder hier sicherer ist.“

Ähnlich sprach auch Euer Großonkel, und die zwei Brüder waren an dem Tag so einig wie nie zuvor. Ich war am herabsteigendsten von Allen und dachte mehr an die drei Männer in den Rainzer Kasematten, als an meinen so schnell bestimmten Trauungstag. Die sind doch hundertmal schlimmer dran wie Du, dachte ich fortwährend. Und welch' ein unaussprechlich' Unglück, wenn drei starke junge Männer, die Frau und Kinder und Eltern haben, losgeschossen werden! Doch der liebe Gott ist gnädig und langmüthig und von großer Huld. Die angesehensten Juden und Christen begaben sich zum Commandanten und erklärten ihm, daß die Leute in dieser Gegend meist mehr betrunken wie nüchtern seien, auch gerade Kirchweih gehabt hätten und immer französisch gesinnt waren. Noch vieles Andere wurde gesagt. Da sich unter den Wittstellern viele Bekannte und Freunde des Commandanten befanden, wie die Jungensfelds, die Hallwachs und sonstige Erores¹⁸⁾, so wurden die drei und die mitgefangenen Bauern begnadigt, blieben aber in Haft. Die Schornsheimer und Stadeler, die Ober- und Niederolmer mußten allen Wein, den sie in ihren Kellern hatten, nach Mainz liefern und noch Geld dazu. Hätten sie sich geweigert, so würden ihre Dörfer in Brand gesteckt worden sein. Das wäre aber auch geschehen, wenn auch nur ein Soldat bei dem Aufbruch um's Leben gekommen wäre. So hatte Gott Alles zum Guten gewendet. Nur für mich ist Alles traurig herausgekommen. . . . Heute fühl' ich mich nicht mehr stark genug um weiter zu erzählen; aber morgen, wenn Gott will.“

Die Tante erhob sich und trat an's Fenster. Da der Regen noch immer anhielt und der Großvater ohne Rod fortgegangen war, so machten wir Kinder uns gemeinsam nach dem „Homburg“ genannten Hause auf, halfen den Greis in den Rod, den wir mitgebracht hatten, und legten uns, zu Hause wieder angekommen, sofort in's Bett.

¹⁾ Franzosen. ²⁾ Um unserer vielen Sünden, so viel wie „leider“. ³⁾ Regierung. ⁴⁾ Thunichtgut. ⁵⁾ Salomon. ⁶⁾ Fluch für Haman und Lob für Mordechai. ⁷⁾ Deutschland. ⁸⁾ Nachricht. ⁹⁾ Hauch. ¹⁰⁾ Psalmen. ¹¹⁾ Bittgebet. ¹²⁾ Tag vor dem Fest. ¹³⁾ Die Thora aus dem Schrein genommen. ¹⁴⁾ Der Bibelabschnitt der an Fasttagen verlesen wird, vorgetragen werden.

¹⁵⁾ Burcht. ¹⁶⁾ Das Verdienst der Vorfahren. ¹⁷⁾ Aristokraten, angesehene Leute überhaupt.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß unsere Großtante in ihrer Erzählung fortfuhr. Wir, mein Väschen und ich, hielten uns jetzt häufiger als zuvor auf dem Speicher auf. Alles Gerümpel hatte für uns ein anderes Aussehen gewonnen; mit ganz anderem Interesse betrachteten wir die alten, verstaubten Delbilder; Kisten und Kisten erhielten in unserer Einbildungskraft eine neue Bedeutung. Am häufigsten blieb mein Blick an dem alten Spinett haften. Meine Phantasie verlegte es hinab in Großvaters Stube, wo ein junges Mädchen davor saß und spielte. Dasselbe nahm immer die Gestalt meiner Cousine an, die sich täglich mehr zu einer schönen, graziosen Jungfrau entwickelte. Ich malte mir aus, wie sich neugierige Leute um die Spielerin gruppirt und mit Wohlgefallen zuhörten; die Gestalten der alten Schloßdamen und Herren, deren Bilder vor meinen geistigen Auge, aus ihren Rahmen heraustraten und lebendig wurden. Das junge Mädchen spielte lustige Weisen, und nun tanzten Alle ein Menuett, gravitätisch steif, wie neulich der Großvater und die Großtante drunten getanzt hatten. Die Guitarre im Schrank ruhte auf dem Schoß einer Jungfrau, die mit einem blumigen

Damastkleide angethan war. Da sprangen die Saiten, und ein großer, stattlicher Jüngling beugte sich zu der Guitarrespielerin, flüsterte ihr Etwas in's Ohr, und sofort strafften sich die zersprungenen Saiten wieder, die wie Schlanglein sich in der Luft wanden. Aber das war alles längst vorbei, und von denen, die mit diesen Bildern, den Musikasten und Brokatkleidern in Zusammenhang standen, die schliefen längst in der Dorfkirche oder draußen auf dem düsteren jüdischen Friedhof bei Jugenheim. Nur Einer war dabei, dessen Grab Niemand kannte, von dem Keiner wußte, ob es in Rußlands Eisfeldern lag, oder in dem kleinen Fluß, in welchem der edle Poniatowsky mit Tausenden anderer Helden ertrank, in der Beresina. Vielleicht war er auch zurückgeblieben bis nach Leipzig und dort in dem graufigen dreitägigen Schlachtengetümmel gefallen, das die Völker Europas wohl von dem eisernen Joche des gewaltigen Korsen befreite, aber ihnen keine Freiheit brachte, sondern nur ein Joch mit dem anderen vertauschte. Menschenschicksal, Völkerschicksal

(Fortsetzung folgt).

Srul.

Nach dem Polnischen des R. Szymanski,
von Flora Landesberger.

„Du bist wahrscheinlich allein, weil Dir die Zeit so lang wird?“, fragte ich den Juden.

„Ich bin mit mein' Weib und mit einer Tochter hier; ich hatte vier Kinder, als ich daher gekommen bin, aber die Reife — Gott soll hüten! Ein Jahr sind wir gegangen. Wissen der gnädige Herr, was Etappen sind? Drei Kinder sind mir in einer Woche gestorben. Drei Kinder! Leicht gesagt! . . . Man hat nicht einmal gehabt, wo sie zu begraben, weil dort kein jüdischer Friedhof war . . . Ich bin ein frommer Jude“, fügte er leiser hinzu, „ich halt' die Geseze . . . und Gott straft mich so“ . . . Aufschluchzend preßte er die Hände vor das schmerzquärende Gesicht.

„Mein Vieber, in solcher Lage ist es doch Alles eins. Ueberall ist Gottes Erde“, suchte ich ihn zu beruhigen, aber wie von einer Tarantel gestochen, sprang der Jude auf.

„Gottes Erde! Das hier Gottes Erde! Reden Sie nicht so! Gottes Erde, die nie anders ist, wie erfroren! Das ist verfluchte Erde; Gott will nicht, daß hier Menschen wohnen sollen. Wenn Er es hält' wollen, wäre es hier nicht so. Verfluchte Erde! Psui, psui!“, er spie aus und stampfte, die Fäuste ballend, den Boden, bis er ermüdet auf den Stuhl sank. Ich wartete, bis er sich beruhigt hatte. In harter Schule aufgewachsen, kam Srul bald zu sich, kämpfte seine Erregung nieder, und als ich ihm nach einer Weile fragend in die Augen sah, antwortete er sofort: „Verzeihen der gnädige Herr, ich red' hier mit Niemand davon; mit wem soll man denn hier reden?“

„Sieht es denn so wenig Juden hier?“

„Sind denn das Juden? Die sind schon so, wie die Hiesigen, Herr. Niemand hält auf das Gesez.“

Einen neuen Ausbruch seines Ingrimmes befürchtend, beeilte ich mich, das Gespräch abzukürzen, und wiederholte meine Frage, worüber er mit mir sprechen wolle.

„Ich möcht' wissen, was sich dort thut, Herr. Ich bin so viele Jahr' hier und hab' noch nicht gehört, was sich dort thut.“

„Du fragst eigenthümlich. Ich kann Dir doch nicht Alles auf einmal sagen, was sich dort thut. Ich weiß nicht, was Dich interessiert. Vielleicht die Politik?“

Der Jude schwieg. Ich dachte, daß mein Gast, wie viele Andere sich für Politik interessire, ohne die Bedeutung des Wortes zu verstehen. Darum begann ich die stereotypen Phrasen von der jetzigen Lage Europas, von unseren

rußischen Verhältnissen und Aehnlichem. Der Jude rückte unruhig auf dem Sessel hin und her. „Also das interessiert Dich nicht?“

„Ich hab' nie an so was gedacht!“, sagte er offenherzig.

„Ah, jetzt weiß ich, was Du wissen willst; Du möchtest erfahren, wie es den Juden dort geht?“

„Denen geht es besser wie mir.“

„Richtig. So willst Du vielleicht erfahren, ob das Leben bei uns daheim theuer ist? Wieviel das Fleisch kostet, das Mehl?“

„Was liegt mir daran? Hier kann man doch nichts bekommen, und wenn es daheim noch so billig wär.“

„Auch wahr, aber zum Kukul, was soll ich denn eigentlich erzählen?“

„Wenn ich aber nicht weiß, gnädiger Herr, wie das zu sagen. Sehen Sie, manchmal den' ich un den' und den', bis mein Weib Risse fragt: Srul, was ist Dir? Nu, was soll ich sagen, wenn ich selber nicht weiß, was mir is? Vielleicht möchten mich die Leut noch auslachen!“, fügte er schen hinzu, und aus seinen forschenden Augen sprach die Furcht, daß auch ich ihn auslachen würde.

Aber ich lachte nicht. Ich ward neugierig: offenbar drückte ihn ein Etwas, von dem er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, und was er in einer Sprache, die er wenig beherrschte, doppelt schwer ausdrücken konnte. Um ihm zu helfen, bat ich ihn, sich nicht zu beeilen; meine Arbeit sei keineswegs dringend, ich würde nichts verlieren, wenn wir ein Stündchen verplaudern.

Der Jude dankte mit den Blicken und begann nach kurzer Ueberlegung: „Wann sind der gnädige Herr aus Warschau weggefahren?“

„Nach dem russischen Kalender Ende April.“

„War es damals dort kalt oder warm?“

„Ganz warm. Ich bin zuerst im Sommeranzug gereist.“

„Nu sehen der Herr. Un hier diese Kälte!“

„Hast Du denn vergessen, daß im April bei uns die Felder schon bebaut und alle Bäume grün sind.“

„Grün!“ Freude leuchtete, in Srul's Augen auf.

„Ja, ja dort ist Alles grün, und hier ist Frost.“

Jetzt wußte ich, was ihn bewegte. Um mich zu vergewissern, schwieg ich. Der Jude belebte sich zusehends.

„Nu soll mir der Herr sagen, ob bei uns jetzt ist . . . Nu sehen Sie, ich weiß nicht mehr wie es heißt, ich hab' schon Polnisch vergessen“, entschuldigte er sich, als wenn er



Illustrierte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Hirsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Kahn.

„Meine Gedanken schweiften dann jedesmal fort zu dem gewaltigen Völkerbezwinger. Ich sah den kleinen Mann mit dem gelblich blassen Gesicht und der langen Nase mitten im Kampfgetümmel auf seinem kleinen, weißen Pferd seine Heere befehligen. Drunten in der Stube hingen in unansehnlichen schwarzen Rahmen Holzstiche, welche der Großvater oft betrachtete und uns Kindern erklärte. Es waren Schlachtenbilder, und darunter stand: bataille de Marengo, bataille d'Austerlitz. Wenn er mit der Hand auf letzteres deutete, so pflegte er folgendes Verschen herzusagen:

„Bei Austerlitz

Da hat's geblitzt,

Dort haben die Russen Blut geschwitzt.“

Dieser Napoleon-Kultus war in den sechziger Jahren am Rhein noch allenthalben zu Hause. Er wurde besonders von den alten Leuten, die den Schlachtenkaiser noch gekannt hatten, warm gepflegt.

Wie ich nun, den Blick auf das Spinett gerichtet, so dahinträumte, dieweil meine kleinen Verwandten schweigend für sich spielten, legte die Großtante, die, von uns unbekannt, eingetreten war, ihre Hand auf meinen Kopf.

„Von was cholemsi¹⁾ Du schon wieder?“, fragte sie mich in ihrer gütigen Art.

Ich begann, ihr alle meine Combinationen darzulegen. Mit strahlenden Augen hörte sie mir zu und sagte dann: „Ich glaube, Du hast das Ende meiner Geschichte schon halb errathen. Nun, ich will Euch doch bald das Letzte erzählen. Euer Großvater geht heute Mittag über Feld, da stirbt er uns nicht. Sonst kommt er Einem immer mit seinem Napoleon dazwischen, und da kann ich nicht erzählen.“

Als wir Nachmittags mit anderen Kindern vom „Gartengießen“ zurückkamen, war die Tante mit ihren kleinen Obliegenheiten soweit fertig, daß wir ungehört ihre Erzählung zu Ende hören konnten. Sie begann:

„Obgleich die Conscription schon ein paar Jahre bei uns eingeführt war, brauchten doch nicht alle jungen Leute Soldaten zu werden. Mit Geld konnten sie sich loskaufen und einen anderen Mann dafür einsteilen lassen. Aber von Mai 1811 an ging es ganz anders zu, wie seither. Die Leute sagten, der Kaiser Napoleon wolle gegen die Russen ziehen, da könne er nur sehr starke, gesunde und ganz junge Männer gebrauchen, aber dennoch hat man auch ältere Leute mit herangeholt. Da jetzt fast jeden Tag die jungen Männer fortgeholt wurden und drüben, auf der anderen Seite der Nahe ebenso streng verfahren wurde, wie hier, wurden nun alle Vorbereitungen für unsere Trauung getroffen. Freudig gestimmt waren wenig Leute mehr; Alles lebte in bangen Sorgen und im offenen Leid um die jungen Angehörigen, die in's Heer gesteckt worden waren. Bei uns kam noch die Trauer um den lieben Vater hinzu. So nahte der traurigste Tag meines Lebens. Das Wetter war trübe, als wollte es alle Augenblicke regnen. Tags vorher war ein General aus Mainz mit vier Offizieren und einigen Soldaten im Schloß eingetroffen. Große Angst lag auf Jedermann. Ganz in der Frühe kamen die Bangersheimer mit einigen Gästen und von unseren Freunden und Verwandten wer gerade noch Lust fühlte, einer stillen Hochzeit beizuwohnen. Ich saß mit meinen Freundinnen, die mich ankleiden halfen, oben auf in der Kammer. Da, als ich in meinem Brokatkleid allein war und die Zomkippurtesille¹⁾ sagte, da fühlte ich mich so traurig und unglücklich, als sei ich gar keine Braut. Vor Thränen sah ich keine Buchstaben mehr. Mein Herz zerfloß vor lauter Weh, dieweil ich darüber nachdachte, wie freudlos sich mein Hochzeitstag gestalten hatte, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester, die alleammt in so kurzer Zeit abberufen waren. Sorgen und Ängsten für heute und morgen, die Brust voll banger

) Trümst.

¹⁾ Der Schlupfheil der Schemone Essre des Verlöbungsabges, den Bräutigam und Braut vor der Trauung beten.

Gedanken und Ahnungen, so saß ich droben und seufzte, betete, weinte bis gegen Mittag. Da kamen die Weiber, die das Unterführen hatten, Aron Udenheim's Hanna, Deine Großmutter, die sie in der Gegend „die Aristokratin“ nannten, weil sie immer gepuht ging und Bücher lesen konnte, und Ramel's Mutter. Ritten im Hof standen die jungen Leute und hielten die Chuppe, unter der mein Joseph schon stand und mich erwartete. Er war nach damaliger Mode gekleidet, droben im Schrank habt Ihr seine Hochzeitsgewänder gesehen. Nach der Trauung warfen die Leute Weizen auf uns¹⁾, und dann gingen wir hier herein zur Szude. Jeseß Vangnas der Poffenmacher fing sogleich an zu reimen und Späße zu machen, aber die Leute paßten nicht auf wie sonst und lachten nicht wie bei einer fröhlichen Gelegenheit. Dein Großvater stand oft vom Tisch auf und wechselte ängstliche Blicke mit seinem Bruder. Ich hielt die Hand meines Bräutigams fest und getraute mich kaum, sie loszulassen. Joseph war aber offenbar vergnügter wie wir Uebrigen. Ich brauche gar nicht zu sagen, wie großartig er aussah. War er doch auch sonst der schönste Mann! Er hatte sehr fein gekräuseltes blondes Haar und pechschwarze Augen. Sein von der Luft gebräuntes Gesicht blühte von Gesundheit und Lebenskraft — kurz, es war ein herrlicher Mann. Sein Vater munterte die Gäste fortwährend auf, zu trinken, es sei doch heute Hochzeit, da müßte alles lustig sein. Die Aufgeforderten tranken auch und wurden allmählig ganz heiler. Jeseß Vangnas machte nun allerlei Sprünge, nahm dem Einen das Glas, dem Andern den Bissen von der Gabel weg, schnitt Gesichter, sang Liedchen, und was der Streiche sonst waren, die zu seinem Metier als Poffenmacher gehörten. Ich aber konnte zu all' diesen Narretheiten nicht lachen. Mich beängstigte die Unruhe der Brüder, ihre besorgten Blicke, die oft zu mir herüberglitten. Endlich wurde gebenscht, was ja bei Hochzeiten viel länger dauert als sonst. Ich vermochte nicht mitzuweilen, wie ich kaum vermocht hatte, etwas zu essen, obgleich ich den Vormittag gefastet hatte. Eben war die letzte der sieben Brochhaus gesagt und ein Augenblick der Stille eingetreten, da hörte man von der Gasse aus den harten Tritt von Soldaten. Euer Großvater ward leichenolag, der Mendel, sein Bruder schien eine Dymnastie zu bekommen. Mir klopfte das Herz bis in den Hals hinein. Eine halbe Minute, soviel wie ein langes Leben, herrschte tiefe Stille, daß man eine Fliege hätte summen hören, dann ein Pölkern und Scharren von auffahrenden, erschrockenen Menschen. „Sie kommen“, war das einzige Wort, das die Leute hervorbrachten. Mein Joseph hatte sich zugleich mit mir erhoben, aber seine Miene veränderte sich in seinem Gesicht. Einer von den Männern rief, wie um uns zu beruhigen: „Sie kommen zu spät, Ihr seid verheirathet. Hat nur keine Angst!“ Da auf einmal, als wir schon glaubten, daß sie an unserem Hause vorüberziehen, poltert es mit gewaltigen Schlägen gegen das Hofthor, welches von innen zugeschlossen war. Kaum hörten das die Leute da stürzten Alle den Gang entlang zur Thüre nach dem Gäßchen zu. So schnell wie man sich denken kann, waren alle Jungen verschwunden, nur die älteren Leute blieben verstört zurück. Jetzt hörten wir schon Kolbenstöße gegen das Thor dröhnen. Da sagte sich Dein Großvater, ging in den Hof und öffnete. Vier Mann Soldaten und ein Corporal traten ein. Ein Rebel, wie er im Herbst öfter auf dem Felde liegt, senkte sich vor meinen Augen. Meine Brüder schienen in heftigen Disput mit den Soldaten zu gerathen, aber ich verstand schon nicht mehr, was sie miteinander sprachen. Mein Schwiegervater, das merkte ich noch in meiner Verwirrung, stellte sich vor seinen Sohn hin und schrie die Soldaten an, aber der Corporal antwortete. „Wir wohnen nicht hier, sondern jenseits des Departements“, rief er laut, suchte

die Achseln, zeigte auf ein Papier und rebete jetzt direkt meinen Bräutigam an. In dumpfer Betäubung halte ich mich die ganze Zeit an ihn fest. Sicher war mein Verstand nicht mehr bei mir. Nur soviel ward mir noch klar, daß mein Joseph mit auf's Schloß muß. Ohne ihn wollen die Soldaten das Haus nicht verlassen. Da entwickelt sich von Neuem Streit. Dein Großvater und sein Bruder wissen nicht mehr, was sie thun sollen und stürzen sich auf die Soldaten los. Der Mendel bricht, von einem Kolbenstoß getroffen, besinnungslos zu Boden, Euren Großvater halten die drei andern Soldaten fest. Da haben sich auch schon mein Bräutigam und dessen Vater an dem Kampf betheiligt. Ich taumle vorwärts und umflammere mit beiden Armen meines Bräutigams Hals. Da kamen meine Leute denn doch zur Besinnung, gaben den vergeblichen Kampf auf und eilten dem Mendel zur Hilfe, der sich langsam erhob. Eine Anzahl Leute hatte sich vor dem offenen Thor angesammelt und starrte stumpsinnig herein. In dem Augenblick kommt ein Offizier vorbeigeritten, und wie er uns und die Soldaten sieht, lenkt er das Pferd in den Hof. Er hört erst den Corporat, dann Euren Großvater an, betrachtet fortwährend meinen Bräutigam und zuweilen auch mich. Dann wendet er sich an uns und sagt, wir sollen noch eine Stunde Zeit haben, dann müßte der Joseph auf's Schloß kommen. Ohne et was zu erwidern, liegen wir ihn weiterreiten. Es war uns Allen räthselhaft, wie man einen verheiratheten Mann zur Conseription befehlen konnte, da doch nur ledige Leute ausgehoben werden sollten. Dem alten Nachmann wurde indeffen von der großen Aufregung, die er gehabt, so übel, daß wir ihn hinauf auf Marums Stube bringen und auf's Bett legen mußten.

So hatte mein Hochzeitstag begonnen. Es war noch nicht ganz zwei Uhr. Wie sollte er aber erst enden! Trotz der bisherigen Schrecken glaubte Niemand ernstlich, daß jetzt, nachdem unsere Trauung stattgefunden hatte, meinem Bräutigam eine ernstliche Gefahr drohen könnte. Häufig kamen junge Ehemänner von der Conseription zurück, weil sie, wenn auch noch so kurz, verheirathet waren. Hatten doch in einer Woche im Kanton Birstadt mehr wie zwanzig junge Männer Hals über Kopf geheirathet! Verloren und Hochzeit machen fiel auf denselben Tag.

Hier im Dorf herrschte großer Jammer. In der Hintergäß war der Karl Merles, von der Dergäß der Anton Mehrbäß, der Jakob und Anton Schnell, von der Gängeweg Peter Müller, Bürgermeisters Kaspar, hier oben aus dem Schloßweg in jedem Haus ein Mann citirt worden. Achtzehn gesunde, kräftige Männer, von denen acht bereits verheirathet waren und vier sogar Kinder hatten, sollten auf den Mittag im Schloß erscheinen. Das Weinen der Alten und Jungen, das Jammern der erst kurz verheiratheten Frauen erfüllten das Dorf. Das, was sich da vor uns abspielte, war wohl dazu angethan, meine Narbe zu steigern. Ich mußte mir zu weilen nach dem Kopf greifen, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. So etwas, daß Mittags um zwei Uhr auf einer anständigen Hochzeit schon die Szude vorüber und die Gäste verschwunden waren, konnte ich immer noch nicht begreifen. Ich lief in meinem Kallekleid im ganzen Hause umher, bald in den Hof, bald hinauf in die Stuben, bald in die Scheune. Ich war wie im Fieber. Auf Anrathen der Männer hatte Joseph seine Chogenkleider abgelegt, denn er sah zu stätlich und gewältig darin aus. Ebenso wollte ich thun, doch mein Joseph bat mich, zu bleiben wie ich gerade war. So wollte er mich vor Augen haben und wenn ihn die Commission am Ende doch mitnehmen würde, hätte er, so lange er fortdüble, mein Bild so vor Augen, was das schönste für ihn bleiben würde. So behielt ich meinen Hochzeitstag an, und so begleitete ich meinen Mann auf's Schloß.

Die uns vergönnte Stunde war schnell verstrichen.

¹⁾ Eine in Süddeutschland noch heute gebräuchliche Sitte.

Eine Minute ist so lang und so kurz wie die andere, nur unsere Erlebnisse verändern das Zeitmaß. Die ereignislosen Stunden verrinnen, ohne daß wir es merken — sie sind für unser Dasein ebensowenig verloren wie gewonnen und doch vielleicht unsere besten gewesen, ohne daß wir's inne wurden.

Unsere Familie verlangte beinahe mit Gewalt, daß ich zu Hause bleiben solle. Da kam ich ordentlich in Zorn. Raum zwei Stunden verheirathet, sollte ich meinen geliebten Mann in einer der ernstesten Stunden des Lebens allein gehen lassen? O, so jung ich war, kannte ich doch meine Pflicht. Das Pflichtgefühl hat ja auch mit unserem Alter nichts zu thun. Wenn es mit achtzehn Jahren in uns noch nicht lebendig lebt, werden wir's mit achtzig noch nicht kennen. Als nun gar meine Schwägerin Jeanette — sie ruhe in Frieden! — mich mahnte, Joseph allein in's Schloß gehen zu lassen, da konnte ich nicht länger an mich halten. „Was?!", rief ich. „Schon zu Anbeginn meiner Ehe könnt Ihr mir zu einem Treubruch raten? Welches ordentliche Weib läßt seinen Mann in trüben Stunden auch nur eine Minute allein im Kampfe? Hab' ich nicht eben erst unter der Chuppe mir geschworen und gelobt, an seiner

Seite auszuharren, in Noth und Glend ihn nicht zu verlassen? Und wenn mir Hunger und Kummer folgten, ich würde nicht von seiner Seite weichen, auch dann nicht, wenn er es selbst wünschte. Eine Frau, die ihren Mann verläßt, weil er im Unglück ist, eine Entartete, die nur an ihre Sicherheit denkt und ihren Gatten im Kampfe allein läßt, ist nicht werth, sein Glück mit ihm zu theilen. Wie kann ein rechtschaffener Mann sein Weib achten und gar lieben, wenn es ihn auch nur eine Stunde im Unglück verließ. Das wäre eine entheiligte, ja eine verworfene Ehe, auf der Gottes Fluch lasten müßte, wenn zwei Menschen, die so eng aneinander sich fetten ließen, auseinander und zusammenliefen, je nachdem gerade Völkern oder Sonnenschein am Schicksalshimmel aufsteigen. Ich bin eine Tochter Vöw Partenheim's, bin eine Schwester der Bepp, die nicht einmal den unwürdigen Mann verließ, der ihr Vermögen vertrat, in lüderlicher Gesellschaft vergebete; nein, ich weiß, was ich meinem Jichus¹⁾, dem Namen meiner Familie, meinem Manne und mir selber schuldig bin.“

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Herkunft, Familie.

Das Goldland Ophir.

Von Heinrich Henner.*)

Wie oft ist in alten Zeiten die Frage aufgelaucht, wo das sagenhafte Goldland Ophir gelegen gewesen sei, das für König Salomo und König Hiram von Tyrus die Ummengen von Gold geliefert hat, deren im „Buch der Könige“ und in der „Chronik“ erwähnt wird. Die Frage konnte nie zutreffend beantwortet werden, weil man den Gesichtskreis zu eng zog und nicht wissen konnte und wollte, daß die Völker des Alterthums schon Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung ihre Handelsbeziehungen um ganz Asien und Afrika ausdehnten, daß sie ihre Kenntnisse allerdings der Konkurrenz wegen für sich behielten. Aber auch die späteren Araber waren bei ihren weiteren Unternehmungen nicht mittheilsam, und als die Portugiesen Afrika umschifft und den größeren Theil der Küste sozusagen neu entdeckt hatten, behielten sie die Erforschungs-Ergebnisse größtentheils als Geheimniß, obwohl sie genaue Karten besaßen, auf denen der Lauf aller großen Flüsse im Westen und Osten, besonders im Südosten, mit fabelhafter Genauigkeit eingetragen war. Sie stimmen fast stets mit den neuesten Forschungen überein, und die Karte von Afrika wäre nicht bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine weiße Fläche gewesen, wenn man die bereits vorhandenen, aber geheim gehaltenen Karten der Portugiesen und Franzosen gekannt hätte, die nun nach und nach „entdeckt“ werden.

So ist es sehr interessant, zu erfahren, daß Dr. Carl Peters, dessen unliebsame politische Erlebnisse uns hier nicht zu beschäftigen brauchen, die Anregung zu seinen neuesten Reisen nach Südafrika auf der Suche nach dem alten semitischen Ophir in der Bibliothek des Vandraths Berthold zu Elmenthal an der Weser erhielt. Er stieß im Juni 1895 zufällig auf einen historischen Atlas in 7 Bänden. („Atlas Historique ou Nouvelle Introduction à l'Histoire à la Chronologie et à la Géographie Ancienne et Moderne etc.“) Der Atlas war in den Jahren 1705 bis 1719 in Amsterdam im Verlage von V'Honore u. Chatelain veröffentlicht worden und enthielt neben einer Reihe interessanter Karten der verschiedensten Länder einen gut geschriebenen Text in französischer Sprache.

Im sechsten Bande dieses Atlas befand sich eine Karte von Afrika, die das Interesse des Dr. Peters erregte. Nicht nur waren der Kongo und Sambesi auf ihr ziemlich genau eingetragen, sondern sie enthielt auch eine bemerkenswerthe ausführliche Einzeichnung der portugiesischen Niederlassungen in Zentral- und Südafrika, vor Allem die portugiesischen Goldmärkte und Goldminen im Süden des Sambesi. Ein ausführlicher, erläuternder Text machte den Fund doppelt werthvoll. Dr. Peters veröffentlichte die Karte 1895 in seinem „Aequatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719. Der Kongo und der „Große Wald“ 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley. Ophir und die portugiesischen Goldminen am Sambesi.“ Der Text beruht augenscheinlich auf den Darstellungen portugiesischer Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts (De Barros, De Coutos, Dos Santos etc.) und auf Berichten von Dominikanern und Jesuiten, die am Kongo und vornehmlich am Sambesi eine lebhaftige Missions-Thätigkeit entfaltet haben. Durch diese Karte fand Dr. Peters sich veranlaßt, mit der Ophir-Frage sich zu beschäftigen, und er schrieb damals ein recht gelehrtes Büchlein, das viel Zustimmung und auch viel Anfechtung fand, („Das goldene Ophir Salomos“). Seine Beweisführung ist oft verblüffend, und der Kenner semitischer Sprachen wird ihm in vielen seiner Schlusfolgerungen zustimmen müssen. Dr. Peters begründete, nachdem er Deutschland den Rücken gekehrt, in England eine „Dr. Carl Peters Estates and Exploration Co.“, um die Mittel für seine neuen Ophir-Forschungen und zugleich eine neue Unterlage für Bergwerks-Unternehmungen auf dem alten Boden zu gewinnen. Ende 1898 waren die Vorbereitungen in Europa abgeschlossen, Januar 1899 schiffte er sich nach Südafrika ein, fuhr von Kapstadt nach Rhodesia, wo er wichtige Geschäfte mit der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft abzuwickeln hatte, dann nach Beira in Portugiesisch-Ostafrika und stellte hier eine Expedition zusammen, die von Chinde, dem neuen Hafen an der Sambesi-Mündung, aus den Marsch in die alten Goldgebiete der Phönizier und Juden antreten sollte.

Der schwäbische Schulmeister und Afrikareisende Karl Mauch hatte zuerst in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts die Ruinen von Simbabwe (Zimbabwe bei

*) Aus der „Bosfischen Zeitung.“



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Girsch Hildesheimer in Berlin.

Die Dorffseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahn.

10)

Die Tante hatte in steigender Erregung mit immer lauterer Stimme gesprochen, und sich öfter halb aufgerichtet, als müsse sie jetzt noch einmal von Neuem gegen den Rath protestiren, der ihr vor einem Menschenalter ertheilt worden war. Sie ließ sich in den Sessel zurücksinken, stützte ihr Haupt auf die Rechte und versank in minutenlanges Schweigen. Nach einem tiefen Seufzer fuhr sie wieder fort: „Wie würde es heute gleich einer Bergeslast auf mir liegen, wenn ich damals Joseph hätte allein gehen lassen! Ja, das wäre zu der unverdienten Strafe eine verdiente geworden. Wie danke ich heute Gott, daß mein Gewissen rein ist, und ich des edelsten Mannes würdig geblieben bin bis auf den heutigen Tag! Wie danke ich dem Schöpfer, daß ich nicht verächtlich geworden bin in seinen und der Menschen Augen! . . .

Als ich am Arm meines eben mir angetrauten Mannes in den Schloßhof trat, hatte ich das Gefühl, als beträte ich einen Nichtplatz. Guter Gott, welche Gedanken stürmten da auf mich ein! Hier in diesen Mauern hatte Bepp ihre Kindheit verlebt, war hier ein- und ausgegangen, wie zu Hause. Hier verkehrte geöhrt, geschäft und geliebt, unser theurer Vater mit den gnädigen Herrschaften, und jetzt sollte da drinnen das Schicksal eines seiner Kinder so traurig verändert werden. Vor der Schloßthüre stand eine Schildwache, welche die armen Bauern und ihre Weiber zurückhielt, wenn sie Miene machten, mit den Conscripten einzutreten.

„Da kommt auch Löwi's Treinle,“ sagten die Bauern. „Schön siehst Du aus, und fein gepuht bist Du, wie eine Gräfin; aber dahinein darfst Du doch nit, Du arm' Ding!

„Ich komm' schon hinein“, sagte ich zuversichtlich, und lauter wie nöthig, und hielt Joseph's Arm noch fester. Schon wollte ich an dem Wachposten vorbei, der erstaut mich anglokte. Dann vertrat mir der Soldat den Weg. Er hatte strenge Ordre, nur die Rekruten hereinzulassen. Aber nun war ich umso fester entschlossen, mit in's Schloß

zu kommen. Schnell waren die Dorffleute, die bisher in einer gewissen Entfernung dagestanden hatten, näher hinzutreten und horchten, wie ich den Soldaten auf französisch erklärte, daß ich in's Schloß müsse, daß er nicht wagen solle, mich zurückzuhalten oder anzutasten.

Der Mensch wurde ganz verwirrt, endlich öffnete er das Thor und rief laut hinein. Darauf kam ein Sergeant, dem ich nun gleichfalls erklärte, ich müsse dabei sein, wenn mein Begleiter in's Schloß gehe.

Auch der Sergeant gerieth in Verlegenheit; das machte mich nur noch entschlossener, und ich sagte befehlend, er solle einen Offizier herufen, der als Franzose der galant genug sein werde, eine Dame zu empfangen und in's Schloß zu geleiten. Gleich darauf erschien ein noch junger Offizier, der uns sofort einließ und in der Vorhalle mich aufforderte, Platz zu nehmen. Jetzt erwachte wieder ein Hoffnungs-schimmer in mir, und schon malte ich mir aus, wie ich mit meinem Joseph bald nach Hause gehen und noch heutigen Abends das jetzt so aufgeregte Dorf verlassen würde, alle Sorgen und Befürchtungen hinter mir lassend. Mit verstörten Mienen und erhitzen Gesichtern, manche auch mit gerötheten Augen, kamen die Burschen einzeln aus dem Saal heraus, dessen Thüre sich sofort wieder hinter ihnen schloß. Es war ein trauriger Anblick, der mich bis heutigen Tages oft noch im Traum erschreckt. Da endlich wurde die Thüre wieder weit aufgemacht, und ein Corporal, derselbe, der in unsern Hof eingedrungen war, winkte uns heran. Einen Augenblick fühlte ich mich schwindelig werden und wäre beinahe umgesunken. Da wandte mir mein Gatte sein totenbleiches Gesicht zu und sah mich mit seinen schwarzen großen Augen bittend und traurig an, sodaß ich mich schnell wieder faßte. Ich empfand es, dieser große schöne Mann neben mir bedurfte jetzt meiner, des schwachen Mädchens, und meine Liebe, die in diesem entscheidenden Augenblick riesengroß emporflammte, gab mir Kraft, stark zu bleiben. Ich dachte an die hohen Frauengestalten unserer Vorfahren, an Mirjam und Deborah, und vor Allem an ihn, der jetzt an meiner Seite so bleich einherging. So

überwand ich die grausame Schwäche, die mich zu übermannen drohte.

Im Saal standen und saßen hinter einem Tische mehrere ordengeschmückte Offiziere. Einer derselben mit schwarzem Bart und grauen Haaren, der alle um Kopfeshöhe überragte, sah uns in offenbarem Erstaunen an; und ein freundliches Lächeln glitt über sein strenges Gesicht. Das steigerte meinen Muth. Er winkte, und ein Offizier bot mir höflich einen Stuhl; ich lehnte es mit viel Dank ab, mich zu setzen. Nach kurzer Musterung, die auch theilweise mir zu gelten schien, begann der Große:

„Seit wann sind Sie verheirathet?“

„Seit zwölf Uhr,“ antwortete mein Joseph.

„Das ist schade für Ihre junge Frau,“ sagte darauf wieder der Offizier, „aber angenehm für uns, denn solche prächtige große Soldaten bekommen wir selten. . . . Ihre Wahl, Madame,“ sagte er, zu mir gewendet, „macht Ihrem Geschmaack alle Ehre.“

Nun war die Reihe an mir, und ich durfte dem hohen Herrn zeigen, daß Löwi Partenheim's Töchter nicht ungewohnt waren, mit vornehmen Leuten zu sprechen. Ich antwortete sehr höflich, aber recht bestimmt: „Monsieur, ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit, die Sie mir soeben gesagt haben. Indessen glaube ich, daß Sie nicht zu dem Zwecke uns in's Schloß zu sich berufen haben. Auch stehen Ihre Complimente nicht im Einklang mit dem Verhalten Ihrer Soldaten, welche die weisevollste Stunde meines Lebens zerstörten. Sie haben unsere Gäste vertrieben, meine Brüder wurden mißhandelt, meine Verwandten erschreckt. Weshalb haben Sie uns hierherbescheiden lassen?“

Höflich aufmerksam hörte mir der Offizier zu, ganz Cavalier, und doch lag etwas wie Spott in seinem Gesicht, was mich tief empörte.

„Verzeihen Sie einen Irrthum, meine Dame! Nicht Sie sind hierher bestellt, sondern nur dieser Herr da. Es thut mir sehr leid, daß Ihre Hochzeitstunde von meinen Soldaten verkürzt wurde; aber die Leute in Ihrer Gegend scheinen von einem rebellischen Geist gegen unsern Kaiser beseelt, und da schwinden Rücksichten, die sonst im Gebrauch waren. Uebrigens wünsche ich meinem Kaiser Glück, gerade hier einen solch' schönen Soldaten gefunden zu haben, ganz würdig der Dame, die sich ihn zum Gatten erkoren hat.“

„Monsieur“, rief ich jetzt erschrocken, „Sie scherzen wohl?! Mein Mann braucht nicht Soldat zu werden; er ist verheirathet.“

„Zu spät für sich und die Armee, zu früh für Sie, Madame. Sie müssen das Gesagte als unwiderruflich betrachten.“

Der Mensch wurde immer ernstler, immer entschiedener. Ich erkannte die furchtbare Gefahr und verlegte mich, alle Kraft zusammennehmend, auf's Bitten. „Mein Herr“, rief ich endlich, „vielleicht haben Sie auch eine Tochter zu Hause; bedenken Sie, wenn dieser am Hochzeitstag der Gatte entrisßen würde.“

Jetzt kam etwas wie Mitleid über den Großen, aber nur einen Augenblick. Der aalglatte Mensch mit den höflichen Worten im Munde, hatte kein Herz in seiner Brust. „O Madame“, rief er pathetisch, „wenn ich eine mit so vielem Liebreiz geschmückte, so geistvolle Tochter hätte, dann wäre ich wahrhaft glücklich.“

Wie ich sah, daß es kein gutes Ende nehmen und auch mein ferneres Bitten ohne Eindruck bleiben würde, wollte ich einen Fußfall vor ihm thun. Aber da hielt mich mein Mann am Arm fest. „Rein, Treinle“, rief er laut „nein, vor einem Menschen kniet ein frommes Judenmädchen nicht nieder. Ich sehe, von diesen Elenden haben wir nichts zu erwarten, vertrauen wir auf Gott, Er wird schon helfen!“

Joseph hatte deutsch gesprochen, doch schien der Franzos die Worte richtig zu deuten. Mit finster zusammen ge-

kniffenem Munde, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, blickte er meinen Gatten an: „Machen wir ein Ende! Der Mann ist Soldat der großen Armee. Tragen Sie seinen Namen ein!“, befahl er einem der Offiziere, der neben dem Bürgermeister saß und ein dickes Buch vor sich liegen hatte. „Wenn Madame Lust hat mitzumarschieren“, wandte er sich an mich und warf mir ein paar Blicke zu, die mich vor Zorn und Scham erzittern machten, dann. . .“

Ich sah ihn kalt an und antwortete: „Ja, ich werde mitmarschieren, bis nach Mainz zum General, zum Feldmarschall und zum Kaiser, um ihnen zu sagen, daß sie gegen alles Gesetz und Recht handeln, weil Sie verheirathete Männer zwingen, Soldaten zu werden.“

„Ich wünsche Ihnen besten Erfolg. Und Sie, Herr“, fuhr er Joseph an, „haben um fünf Uhr hier wiederanzukreten; vom Schloßhof aus erfolgt der Abmarsch zur Garnison.“

„Haben Sie Mitleid“, schrie ich auf, „üben Sie Gnade!“ — Da hatte mich mein Mann aber schon wieder am Arm gefaßt und flüsterte: „Demüthige Dich nicht vor diesem Elenden, komm' mit!“

Als wir uns wieder im Schloßhof befanden, war ich, betäubt, halb ohnmächtig, zitternd, nicht im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Mein Mann trug mich mehr als ich ging. Jetzt erst, als ich der jungen Bauernweiber mit den verzweifeltten Mienen, der Eltern der Rekruten in stumpfer Resignation, wieder ansichtig ward, erfaßte ich die ganze Größe des Schrecklichen, das soeben da drinnen über uns verhängt worden war.

Es giebt große Erschütterungen unseres Gemüthes, wo wir aus Angst und Verzweiflung auf Dinge verfallen, welche wir bei ruhigem Ueberlegen als große Thorheit erkennen. Unter dem Drucke seelischer Erregung wird der größte Freigeist abergläubisch, und greift der Allvernünftigste zu den dümmsten Mitteln, die auch ein beschränkter Mensch als völlig zwecklos verwerfen würde. Ob es damals aufrichtiges Gottvertrauen, ob es der Glaube an die Macht der Liebe, die bis über's Grab hinaus dauert, war, ob ich der schrecklichen Wirklichkeit entfliehen und an dem Orte, der das Ende aller menschlichen Gewaltthat und Bosheit ist, neuen Muth holen wollte, ob ich an die Macht der Geister unserer Toten dachte, heute weiß ich das Alles nicht mehr. Ich glaube, Alles zusammen trieb mich, als ich zu meinem Joseph sagte: „Komm', laß' uns auf das Best' olam¹⁾ gehen!“

Wie wir den Schloßberg hinuntergehen, kamen uns meine Brüder mit mehreren Männern und Frauen entgegen, auf deren vermeinten Gesichtern die Thränen wie vertrocknete Bäche ihre Spuren zeigten. Alle waren ob meines und Josephs Unglück, das sie aus unseren Mienen lasen, verzweifelt. „Wir gehen auf das Best' olam“, rief ich ihnen schluchzend zu.

„Um Gottes heiligen Willen“, schrie Jösel, „hat man noch je gehört, daß eine Kalle am Tag ihrer Chag²⁾ne auf'n guten Ort geht, als wenn eine Bewaje³⁾ war?! Um's Himmels Willen, Ihr Kinder, hat denn Jakobosch borchu⁴⁾ Euren Seheil⁵⁾ verwirrt?!“

„Ist denn so'ne Chag²⁾ne nit schon eine halbe Bewaje?!“, schrie die alte Brendel den Jösel an. „Daß' sie gehen, wohin sie ihr Herz treibt!“

Wir waren schon auf dem Weg nach Jugenheim, zum Friedhof. Auf der Chaussee war an jedem Feldweg ein kleiner Trupp Soldaten postirt, die genau aufpaßten, wer kam und ging. Am Ausgang des Dorfes stand der Corporal mit dem bösen Fuchsgesicht.

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Das ewige Haus, Friedhof. ²⁾ Beerdigung. ³⁾ Der Allheilige gepriesen sei er. ⁴⁾ Verstand.



Illustrirte Feuilleton-Beilage der „Jüdischen Presse“.

Herausgegeben von

Dr. Girsch Gildesheimer in Berlin.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Kahn.

11)

„Wir sagten dem Corporal“, fuhr die Tante in ihrer Erzählung fort, „wohin wir gehen wollten, da ließ er uns passiren; doch folgten uns in einiger Entfernung zwei Soldaten. Unterwegs erklärte ich meinem Bräutigam, daß ich mit nach Mainz gehe. Was so manches arme Bauernweib thut, könne ich auch. Er sah mich ernst an und wollte es nicht zugeben. „In Mainz geht es wild her; viele Generale, Marschälle und zahllose Soldaten sind dort beisammen,“ sagte er, „und Du bist ein gar zu schönes Mädchen, um nicht die Augen aller Männer auf Dich zu lenken. – Thu' es nicht, Treinlechen!“ bat er gar herzlich. „Wenn's noch Gerechtigkeit gibt, müssen sie mich dort auch so frei geben.“

Es war gewitterschwüles Wetter, aber mich fror es gewaltig, trotz meines schweren Kallekleides, das ich anhatte. Meine Hände schlugen aneinander und ein Schauer nach dem anderen jagte über meinen Körper. Hinter uns gingen unsere Reute, und ich hörte wie in einem Fiebertraum, als der Jösel laut T'hinnaus und T'hillim¹⁾ durcheinander sagte und sich mit der Faust auf die Brust schlug. Auch die alte Brendl, die ganz gegen ihre Kraft heute gut zu Fuß war, hörte ich laut beten und dazwischen immer: all tiro awdi Jakauw²⁾ rufen. Und da waren wir auch schon auf dem stillen Ort des Friedens. Ganz hinten erhob sich ein frischer Hügel, auf dem junges Gras hervorsproßte — meines Vaters Grab. Ich schrie wild auf und lief, so schnell ich konnte, auf den Erdhügel zu: „Vater, Vaterchen stieh ich schluchzend hervor,“ „Deine Treinle kommt heut' an ihrem Chagnetag zu Dir heraus; Dein Treinlechen, das Du so lieb' gehabt, wie's selber nicht wußte, kommt von der Chuppe zu Deinem Kewer.“³⁾ O bensch!⁴⁾ mich von Himmelshöhen herab und helf' mir in meiner gräßlichen Noth!“ In meinem großen, unbändigen Schmerz ließ ich mich auf das Grab fallen und umfaßte es mit ausgebreiteten

Händen. Wohin kann auch ein Kind sonst in seiner Noth fliehen, als zu Vater und Mutter? Ich küßte die Erde und benetzte das junge Gras mit bitteren Thränen. „Helf' Deinem armen Kind, Vaterleben, aus Deinem Grab heraus. Schid' mir einen Maloch elokim,“⁵⁾ rief ich ein über's anderemal, „und laß' Amalek⁶⁾ nicht Herr werden über uns!“ So blieb ich lange auf dem theuren heiligen Erdbreich liegen, bis ich meinte, mir sei leichter geworden. Und doch, Kinderleib', liegt mir's jetzt noch wie ein Berg auf der Brust. Der Jösel jammerte fortwährend: „Aulomes⁷⁾ is so was noch nicht in Israel vorgekommen, daß eine Kalle am Chagnetag auf Kewer owaus⁸⁾ gegangen ist. Unser Surret⁹⁾ soll's uns alle moochel¹⁰⁾ sein!“

Ich achtete nicht der Erde, die an meinem lichten Kleid haftete, achtete nicht auf meinen Joseph, der besorgt neben mir, und eilte dann von des Vaters zu der Mutter Grab. Sie liegt neben der Bepp, und beide haben zusammen einen Stein. Ohne Unterlaß schrie ich zur Mutter und Schwester und bat, sie aus ihren Gräbern hervorzukommen, um mir beizustehen. Der Jösel, dem es ganz unheimlich zu Muth ward, klopfte sich fortwährend auf die Brust oder wischte sich den Schweiß ab. Wenn sich damals die Gräber geöffnet, meine Eltern und die Bepp herausgestiegen wären, es hätte mich nicht gewundert; im Gegetheil mich wunderte damals, daß sie sich nicht öffneten. Ich starrte aus meinen heftig brennenden Augen auf die Gräber, ob sie sich bewegten, strengte mein Gehör an, ob mir keine Stimme von da drunten heraufprechen würde. Und warum sollte der bedrängtesten aller Bräute, die ja unter'm Trauhimmel gestanden, nicht auch das Sechus owaus¹¹⁾ beistehen vom Grabe aus! Heißt es doch in Jirmijah: „In Ramah wird eine Stimme gehört, die Stimme bitterlichen Wimmerns, Rachel beweint ihre Kinder und verweigert

¹⁾ Wittgabe und Psalmen. ²⁾ Fürchte nicht, mein Knecht Jakob. ³⁾ Grab. ⁴⁾ Segne.

⁵⁾ Einen Boten Gottes, Engel. ⁶⁾ Erbfeind. ⁷⁾ Noch nie. ⁸⁾ Grab der Eltern. ⁹⁾ Herrgott. ¹⁰⁾ Verzeihen. ¹¹⁾ Das Verdienst der Väter.

den Trost um ihrer Kinder, die dahin sind.“ Und weiter sieht da: „Also spricht der Ewige: Halte ein Deine Stimme vom Weinen, und hemme von Deinen Augen die Thränen, denn aus Feindesland werden sie zurückkehren, spricht der Herr.“ Mit voller Zuversicht glaubte ich, die Stunde der Erfüllung müsse jetzt kommen. Mein Herz war auf ein Wunder gestimmt, das man auf dem Höhepunkt der Verzweiflung immer erwartet. Aber nichts von Allem, was ich wünschte und ersuchte, geschah. Die Gräber blieben stumm, nur unser eigenes Weinen und Stöhnen störte die Stille des friedlichen Ortes. Noch einmal eilte ich auf Vaters Grab zu, um wieder mein vergebliches Weinen und Rufen zu beginnen, da zuckte ein Blitz, dem ein Donnerschlag dröhnend folgte. In panischem Schrecken liefen Jösel und Brendel davon. Ersterer schrie laut, daß es schauerlich über die Gräber hallte: „Der Zom haddin¹⁾ kommt, die Weissim²⁾ stehen auf aus ihren Gräbern, die Treinte hat Alles versündigt.“ Auch die Uebrigen rannten voller Entsetzen, betend und schreiend, fort. Nur ich und Joseph blieben, einander fest umschlungen haltend, zurück. Nichts von Angst, nichts von Toten- und Todesfurcht schreckte uns: wir beide hatten denselben Wunsch, daß jetzt in Wahrheit der Tag des Weltgerichts anbrechen, daß die Toten jetzt auferstehen möchten. Sie hätten uns gewiß nicht getrennt, wie die Lebenden es thaten. Mitten unter den Bestorbenen fühlten wir uns sicherer wie da draußen, wo man auf uns lauerte um mit entmenschter Grausamkeit uns, die wir einander jetzt erst angehören sollten, zu trennen.

Da tauchten zwei Soldaten vor uns auf. Mit verlöschendem Blick sah ich auf die Gräber und Steine zurück, mit schwindenden Gedanken erinnerte ich mich, daß wir jetzt von dem ruhewollen Ort, der uns so traulich vorgekommen, hinaus mußten in ein Leben voll furchtbarer Wirklichkeit.

Wie ich in's Dorf zurückkam, ich könnt' es nicht sagen und gäbe man mir die ganze Pfalz. Nur mit halbem Bewußtsein vernahm ich dumpfen Trommelschall, herzerreißendes Weinen von Frauen- und Männerstimmen, dazwischen die drohenden Rufe der Soldaten. Der Stab, der im Schloß gelegen, war mit Ausnahme einiger Offiziere nach Mainz zurückgeritten. Von Jugenheim, Bubenheim und Sanct Johann kamen gleichfalls inmitten von Soldaten die Conskribirten, begleitet von fast allen Dorfbewohnern. Da und dort brach ein junges Weib, ein alter Mann oder auch eine Frau sich Bahn in den Troß und umklammerte den Hab eines Rekruten, wurden aber von den Soldaten hart zurückgestoßen. . . . Was war das ein trauriger, schrecklicher Zug! Die ganze Breite der Chaussee nahm das Militär ein. An der Seite des Grabens, an den Rändern der Acker liefen die Leute mit, Buben, Mädchen, alte und junge Männer, heulend, schreiend, mit den in der Mitte der Soldaten marschirenden Leute laut sprechend. Auch für uns schlug die schreckliche Stunde. Ich erinnere mich nicht mehr auf den Anfang. Ich weiß nur, daß ich das einzige weibliche Wesen war, dem gestattet ward, am Arme ihres Mannes mitzumarschiren. Es war ein Leichenmarsch. Wir klapperten die Zähne, um meine Mundwinkel zog sich ein krampfiger Frost, vor meinen Augen war Alles verschwommen. Wie durch einen Nebel sah ich die Dorfleute, Juden und Christen, die Hochzeitsgäste und meine Angehörigen flehend dahintraben; wie ein Summen und Surren hörte ich das Jammern und Schreien, die Flüche und Verwünschungen gegen die Franzosen, ihren Kaiser und seinen Bundesgenossen. So waren wir ein weites Stück Weges marschirt, da wurde Halt gemacht. Das bedeutete den Abschied. Kinder, laßt mich darüber hinweggehen! Die Erinnerung zerreißt mir heute noch mein Herz. Es ginge über meine morschen Kräfte, wollt' ich das jetzt schildern.

Ich hatte das Glück, daß mich meine Sinne verließen und eine Ohnmacht mich gnädig umfing. Als ich zu mir kam, standen Jeanette, Brendel und noch andere Weiber um mein Bett herum. Es fing schon an zu dämmern; mein Kallekleid hing an einem Haken, in seiner helllichten Farbe von der dunklen Thüre sich abzeichnend, als hänge dort ein geköpftes Frauenzimmer. „Schrecklich!“ Schrecklich das war das einzige, was ich kispeln konnte. Ob der weite Marsch, ob die furchtbaren Erlebnisse mich so stumpf und gleichgiltig gemacht hatten, kurz, ich schloß die Augen nieder, fiel in tiefen Schlaf und erwachte erst, als helles Tageslicht schon längst meine Kammer erhellt hatte. Wieder fiel mein Blick auf das Hochzeitskleid, das noch immer an der Thür hing. In meinem Hirn war Alles wie ausgebrannt. Was war eigentlich mit mir vorgegangen? War ich nicht die glückliche Braut von Joseph Nachmann? Ist schon Hochzeit gewesen, oder wird sie erst sein? Langsam dämmerte es in meiner Erinnerung auf. Ich wollte aus dem Bett aufspringen, mich ankleiden und auf die Gasse, in's Schloß, auf die Chaussee, nach Mainz, irgendwohin, nur ihm nach, nur erfahren, wie es ihm jetzt gehe, wo er sei, und dann bei ihm bleiben, bis sie mich in Stücken von ihm rissen. Ich wollte neben ihm hermarschiren bis nach Rußland, bis an's Ende der Welt, nur nicht getrennt sein von ihm, den ich mehr liebte wie mich selbst. Aber ich sank kraftlos in die Kissen zurück. Da beugte sich meine Schwägerin Jeanette über mein Gesicht, legte ihre Hand auf meine Stirn, strich mir die Haare zurück und bedeutete mir nicht zu sprechen. Sie erzählte, die Brüder seien nach Mainz, um Alles aufzubieten, meinen Joseph zurückzubringen. Sie würden ein Schriftstück an den obersten Kommandirenden richten, unsere wohlhabenden Freunde und viele einflußreiche Verwandte wollten die Petition unterstützen. Unsere christlichen Freunde dort, die zu den höchsten Beamten gehörten, würden alle helfen, meinen Mann freizumachen. So kam die Nacht, und ich fühlte, wie es mir im Kopfe immer dumpfer, immer schwächer wurde. Eine schreckliche Hitze brannte in meinem Körper, und entsetzlicher Durst quälte mich. Man wollte mir aber kein Wasser geben, weil's der Doktor verboten hätte; es wurde nur erlaubt ein in Essig getauchtes Tuch zur Vinderung der Hitze über die Stirne zu binden. Damals haben die Doktoren die Leute in hitzigen Krankheiten verschmachten lassen, weil, wie sie meinten, kalte Getränke die Kranken augenblicklich töten würden.

Mit Aufbietung aller Kräfte hielt ich meine Gedanken zusammen, denn Abends erwarteten wir Marum und Mendel zurück, und sicher kam dann mein Joseph mit. Diesen glückseligen Augenblick wollte ich an der Kreuz-Chaussee, wie wir uns einmal gelobt hatten, erwarten. Aber trotz Einsetzung meiner ganzen Willenskraft, war ich nicht im Stande, wach zu bleiben. Ich versiel von Neuem in Schlummer.

Als ich daraus erwachte, machte ich mir Selbstvorwürfe, daß ich, eine Achtzehnjährige, bisher ein Bild von jugendlicher Kraft, im Bette lag, dieweil mein Mann wahrscheinlich immer weiter von mir sich entfernte. Aber ich hatte wahrhaftig nicht die Kraft, mich zu bewegen, viel weniger, mein Bett zu verlassen. Alle Augenblicke fuhr ich, kaum im Einschlummern, entsetzt wieder in die Höhe. Ich hörte Trommelschlag, das Weinen der Weiber, das Fluchen der Männer, das Brüllen der Soldaten. Dazwischen unterschied ich wieder die plärrende Stimme Jekes Langnas' des Poffenmachers, oder Jösel's Gesang beim Tischgebet: „Alles sei froh, Alles sei freudig.“ Daß sich's Gott erbarm', war das 'ne Freudigkeit! Die Braut im Krankenbett, der Bräutigam von den Soldaten fortgeschleppt, die Gäste auseinander gestoben in alle Winde, Chochen und Kalle, statt beim fröhlichen Mahle glücklich beisammensitzend, draußen auf'm guten Ort, auf den Gräbern weinend.

¹⁾ Tag des Gerichts. ²⁾ Toten.

Statt im blumengeschmückten Wagen ihrem eigenen neuen Bohnhaus zuzufahren, wankte sie auf der Chaussee hin, von polternden Soldaten und heulenden, wehklagenden Menschen umringt. . . „Hahaha!“ lachte die Greisin auf, daß es schrill durch die Stube klang. Dann trat eine lange Pause ein. Die Großtante legte die Hände zusammen, neigte das Haupt vor und starrte zu Boden. Im Zimmer herrschte eine fast beängstigende Stille, welche nur von dem Ton des langsam hin- und herschwingenden Pendels eintönig unterbrochen wurde. Wir Kinder wagten es nicht, uns zu bewegen, kaum zu athmen. Dann fuhr die alte Frau plötzlich aus ihrem tiefen Sinnen auf. Ich sagte Muth, zu fragen: „Was geschah dann weiter?“

„Weiter? Was weiter geschah? Dann kam die große Wohlthat, die lange Krankheit. Wehe dem Menschen, bei dem die Krankheit zur Wohlthat wird, wehe dem, der sie als Wohlthat empfinden muß! Besser wäre für ihn, wenn er darin stürbe. . . Doch laßt mich jetzt, Kinder! Bleibt ruhig sitzen, fragt nicht! Es dunkelt. Um diese Zeit ist es schöner, zu schweigen und zu denken, als zu reden und zu hören.“

So saßen wir noch eine ganze Weile stumm beisammen. Drei Kinderhände suchten leise die weißen der Greisin, wie eine stumme Liebesbezeugung von dem gleichen kindlichen Impuls eingegeben, der alten Frau das Mitgefühl kindlicher Herzen kundzugeben. . .

An den nächsten Abenden kam die Tante nicht zum Erzählen. Der Großvater saß, wie gewöhnlich an den warmen Sommerabenden, vor der Hausthüre. Diese war in halber Höhe in zwei Theile getheilt, sodaß der untere geschlossen, die obere offen stehen konnte. Die Magd, die Bärbel, hatte den unteren Flügel angelehnt, rällete sich da heraus und sah spähend die Straße auf und nieder. Ein Bauer kam vorüber, wünschte guten Abend und blieb dann, mit dem Großvater eine Unterhaltung anknüpfend, stehen. Endlich setzte er sich auf den Treppenstein, sah den irdenen Vitterbecher des Großvaters nicht und stieß denselben um. Da mußte Bärbel in den Keller, um frischen Trank und einen zweiten Trinkbehälter für den Bauer zu holen. Dann kam die Rede auf die heurigen Wein-Aussichten, die einen guten und reichen Tropfen verhießen. Vom Siebenundfünfziger kamen sie auf den Sechsendvierziger, dessen Vorzüge die beiden in immer lebhafterer Weise rühmten. Schließlich genügte dem Großvater diese ihm viel zu naheliegende Reminiscenz nicht mehr und er begann, den Silber über alle Wagen zu loben.

„Das war der berühmte Kometenwein,“ begann er lebhaft, „das war Wein, der schon auf der Kelter gährte. Die Leute sagten, daß der lange Schwanz des Kometen die Trauben ganz besonders gut machte. Aber Angst hatten sie auch dabei, denn der Komet zeigte schwere Zeiten, Krieg und Hungersnoth an. Ist auch Alles eingetroffen. Im folgenden Jahr hat Napoleon die große Armee nach Rußland geführt.“

Wir wußten jetzt, daß das Gespräch über Napoleon unabwendbar war. Dem Bauer, dem sich inzwischen noch einige Nachbarn angeschlossen hatten, schien dieses Thema sehr willkommen. Uns Uebrigen aber war es an jenem Abend peinlich, und wir waren froh, daß die Tante in's Haus zurückging und Bärbel mein Väschen nach Hause brachte.

Sonntags darauf war Kirchmeß in einem Nachbardorf. Die Leute nennen das in dortiger Gegend „Kerb,“ zu deren Feier die beim Militär stehenden Bauernburschen nach Hause kommen, wenn sie Urlaub erhalten. Deswegen schaute die Magd auch jetzt so fleißig Abends zur Hausthüre hinaus.

Sonntags war der Großvater nach Mainz gereist und die Tante mit der Magd allein zu Hause. Da aber Bärbel zum Tanz gehen durfte, so wurde bestimmt, daß mein

Bettler mit mir in des Großvaters Bett und meine Cousine mit der Tante in deren Stube schlafen sollte. Bärbel wurde wirklich um die vierte Nachmittagsstunde von einem Soldaten, der ihr Schatz werden wollte, abgeholt. Sie hatte sich gar schön herausgeschmückt; ihr Puz prangte zwischen grasgrün und knallroth in allen denkbaren schreienden Farben. Ihr strohblondes Haar glänzte, von Pomade steif gemacht, mit ihrem krebsrothen, gesundheitsstrobenden Gesicht um die Wette. Die Tante, der sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit vorstellte, bewunderte sie und meinte, in ihrer gütigen Art sie könne sich mit jedem Mädchen auf dem Tanzboden messen. Bärbel fletschte vor Freude die Zähne und ging am Arme des Soldaten davon. Nun waren wir ganz allein in dem weiträumigen Hause und freuten uns königlich, ungestört beisammen bleiben zu können, anstatt wie sonst, um die zehnte Stunde, wenn der Nachtwächter blies, uns trennen zu müssen. Die Sonne brannte und glühte das stille Dorf förmlich aus. Nur in der großen Stube war es kühl und erträglich. Wir spielten da, bis das Nachtmahl, welches die Tante noch in der Küche zurückhielt, eingenommen, der Tisch abgeräumt und Alles wieder in die peinliche Ordnung, welche die alte Frau besonders ausgezeichnete, zurückgebracht war. Dann gruppirtten wir uns in gewohnter Weise zu Füßen der Greisin, welche sich in den Lehnstuhl niedergelassen hatte.

„Heute, Ihr Kinder,“ begann sie, „kommt das Ende, das Euch Alles erklären wird, was Viele von den jüngeren Leuten hier, wie unsere Familie, an mir nicht verstehen. Es wird Euch klar werden, warum mich die Leute Jahrzehnte „Frau Braun“ riefen, mich unter keinem anderen Namen mehr kannten, bis ich noch älter und aus der „Frau Braut“ die Tante Treinle ward. . . Was während der nächsten drei Monate in der Welt vorging, erfuhr ich nicht. Ich hatte das Nervenfieber bekommen und lag Woche um Woche, bis Monate verronnen waren, mit umnachteten Sinnen droben in meiner Kammer. Als ich endlich wieder allmählig zu mir gekommen war, erfuhr ich tropfenweise das Schicksal meines Mannes. Von Mainz war er nach Erfurt, von da nach Dresden marschirt. Da die Fourriere, die Pferde- und Proviant-Lieferanten, sämlich alte Freunde von uns waren, so konnte Joseph durch deren Vermittelung öfter schreiben, und er that es auch. Droben im Schrank liegen die Briefe. Seit sechs Jahren hab' ich sie nicht mehr gelesen, während ich es früher jeden Schabbes-Nachmittag that. Doch das kommt noch. Der September ging zu Ende, Rosch hachonoh stand vor der Thür. Ich verlangte nun die Briefe meines Mannes zu beantworten, ließ mir von Jösel einen Gänsekiel schneiden, Tinte bringen und schrieb einen langen, herzlichen Brief. Wie auch sonst anders? Da, als ich ihn mit Siegel zuleben ließ und die Aufschrift machte, erfaßte ich erst wieder die ganze Größe des Unglücks, das mich betroffen hatte. Wenn man sonst irgendwohin an Jemand schreibt, kann man sich vorstellen, daß diese Person sich an diesem oder jenem Platz befindet; ich konnte es nicht. Der Ort wo mein Joseph sich aufhielt, war ja unsicher und so gut wie ganz unbekannt. Daraufhin konnte ich Nachts nicht schlafen. Mit der Empfindsamkeit Genesender ängstigte ich mich darüber, ob mein geliebter Mann heute Nacht unter Obdach, ob er gesund oder marode sei, ob er unter freiem Himmel, im Bivak oder unter einem Baum schlafen müsse. Jemehr ich aber wieder zu Kräften gelangte, destoweniger verließen mich diese beängstigenden Gedanken. Da kam das Neujahrsfest so thränenreich wie nur je, zog es bei uns ein. Ich ging, wie üblich, in meinem Hochzeitkleid zur Schul-

(Fortsetzung folgt).



Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

12)

Von Arthur Rahn.

„Als wir nach dem Abend-Gottesdienst in's Haus zurückkehrten“, fuhr die Tante, mit den Thränen kämpfend fort, „wo kein Vater, keine Mutter, keine Schwester mehr, kein Gatte mich gafferten,¹⁾ da war ich nicht länger Herrin über mich. Ich begann mit Gott zu hadern. Hatte er mich darum das Jahr erleben lassen, damit ich in Gräber hineinschauen sollte, den Toten nachweinen, dem aller-nächsten Lebenden gleich den Gestorbenen nachtrauern muß? Hatte ich mit neunzehn Jahren solches Schicksal verdient? Wo war an diesem heiligsten Abend mein Mann? In Rußland? Lebte er noch, oder war er bereits verwundet, war er gar tot? Warum weilt er nicht an meiner Seite? Mein Körper fing an zu erstarren, aber meine Seele ward wund und krank. In der dritten Woche nach dem Laubhüttenfest kam ein sonderbarer Brief. Es war auf dem ersten Blatt des T'hinne-Büchleins geschrieben, daß ich als Braut dem Joseph einmal geschenkt hatte. Nur wenige Zeilen standen darauf: Am folgenden Tag würde sein Regiment die russische Grenze überschreiten. Süße Worte folgten, dann die Hoffnung des Wiedersehens, ein Segen für mich, eine Bitte an Gott; am Schluß hieß es: „Bleibe stark im Glauben an den Allgütigen und in Deiner Liebe zu mir, wie meine Liebe fester ist als Felsen und stärker als der Tod.“

Das war das Letzte, was ich von meinem Joseph erfuhr. Wochen um Wochen vergingen, bis Monate daraus geworden waren und der Winter dem Frühling Platz machte. An einem kalten, schneetreibenden Apriltag ging wie ein Lauffeuer die Kunde durch's Dorf, der Anton Mehrbaf aus der Obergasse, der Sohn des reichsten Bauern, sei aus Rußland zurückgekommen. Aber wie! Die Beine seien ihm geschwollen, die Hände erfroren, und in Lumpen gehe er einher. Mit hundert durcheinander schwirrenden Hoffnungen und Befürchtungen eilte ich in sein Elternhaus. Vor der Thüre standen neugierige Menschen, die Einlaß begehrten. Aber der alte Mehrbaf, dessen Sohn in so erbarmungswürdigem Zustand heimgekommen war, ließ Niemanden herein. Erst solle er verschnaufen, sich durchwärmen und ausschlafen, dann möge der Anton erzählen. Und dabei blieb es auch. Nur mit der „Frau Brau“ wurde eine Ausnahme gemacht, denn mit der hatten alle Dörfler innigstes Mitleid. So erhielt ich denn mit Marum Einlaß zu Mehrbaf. Ich konnte mich kaum fassen, als ich den Anton wieder sah. Mein Gott, was war aus dem stämmigen Menschen in zehn Monaten geworden! Was da mein Auge sah, schien ganz unglaublich. Auf zwei Stöße gestützt, den Rücken gekrümmt, ging, nein, schlurste wie ein Siebenziger der junge Mensch durch die Stube. Er wandte mir ein fahles, fleischloses Gesicht zu, dessen Augen tief in die Höhlen zurückgesunken waren. Alles, was er anhatte, schlotterte um seinen ausgemergelten Körper; nur die Füße waren unförmlich dick. Er setzte sich so nahe wie möglich an den Ofen, in dem das Feuer brannte. Es dauerte lange, ehe ich ein Wort aus ihm herausbrachte, und was er zu erzählen hatte, gab mir wenig Hoffnung. Er habe Joseph nur einmal beim Rückzug aus Rußland gesehen, als die verschiedenen Regimenter bunt durcheinander gerathen waren. Einen Tag lang seien sie beisammen geblieben, hätten bei einander am Wachfeuer gegessen, dann wurden sie getrennt. Anton war gegen seine frühere Natur sehr einsilbig und verschlossen geworden. Stundenlang sah er düster vor sich hin, ohne auf seine Umgebung zu achten; er schlief halbe Tage hindurch, verlangte Nichts und wäre am liebsten immer mit dem alten Mehrbaf allein gewesen. Am allerwenigsten mochte

er über seine Erlebnisse in Rußland befragt werden. Dann schüttelte er sich, als ob ein Schauer seinen Körper durchrieselte, sah starr vor sich hin und schwieg. Nur seinem Vater, der sich schier totgrämen wollte, erzählte er in wenigen Worten seine furchtbaren Erlebnisse. „Vater“, sagte er dann, „so was mitzumachen und ansehen zu müssen, soll man kaum einen Jüd', wieviel weniger einem Christenmenschen wünschen. Ich hätt' nie gemeint, was die Menschen auseinander machen können, daß sie so grausam zu einander sind. An der Verejina, da hab' ich erfahren, daß in allen Menschen der Teufel steckt. Ich mag keinen mehr sehen.“ Daß ich nicht häufig in die Obergasse ging, brauch' ich nicht zu sagen. Der Anton wurde täglich menschenfeind und einsilbiger, verließ das Haus gar nicht mehr, bis er drei Jahre später starb. Ich begab mich, immer noch mich an die Hoffnung klammernd, jeden Freitag an die Kreuz-Chaussee, überzeugt, mein Joseph müsse auf diesem Wege zurückkehren. Da kam eines Tages wieder einer von den Conscripten heim, Wolf's Schimme¹⁾ von Bormjaot. Ihm war ein Fuß abgefroren, er lag Monate lang in einem Hospital und kam jetzt als Invalide nach Hause. Der Schimmel war so redselig, wie Anton Mehrbaf schweigend gewesen. Und wenn er erzählte, ging den Leuten das Grausen an. Er war beim Brand von Moskau gewesen, hatte Schlachten die Menge mitgemacht, bis ihm in der großen Kälte der Fuß abgefroren war und die Doktoren ihn ganz abhieben. Er hatte Joseph seit ihrem Bivoual in Dresden beim Pinnmarsch nach Rußland nicht mehr gesehen. Er tröstete mich aber, indem er jagte: „Nächstens kommen noch mehr zurück, ja, in zehn Jahren werden noch Leute zurückkommen. Unzählige sind gefangen worden und nicht alle todt, die nicht heimkehren.“ Es war ein Trost, aber was für einer! In Jemand tot, so hat man eben die schmerzliche Gewißheit, daß er nicht wiederkehrt, auch wenn man sein Grab nicht kennt, auch wenn man nicht weiß, wo auf dem weiten Erdenrund seine Gebeine vermodern. Tausendmal schrecklicher, aber als diese Gewißheit, ist die Ungewißheit, ob Jemand, der uns angehört, den wir mit Herz und Seele lieben, lebt oder nicht lebt. Nächte lang liegt man da mit dem marternden Gedanken: Wo ist der Theure? Geht es ihm gut? Ist er gesund oder liegt er in irgend einem Erdenwinkel krank und hilflos darnieder? Und nun noch dazu, wenn einer in den Krieg und in ein so entsetzliches Land gezogen ist, wie Rußland. Das sind Seelenqualen, gegen welche die Marter der Folter in Nichts zerfallen. Wenn ich Nachts schlief, war mir's oft, als rief mich seine Stimme; ich glaubte hundertmal, sie joeben aus der nächtlichen Stille ganz laut und deutlich vernommen zu haben. Dann fuhr ich erschrocken in die Höhe, und starrte in die Finsterniß mit klopfenden Herzen, während mein Haar sich präubte, und mein Ohr lauichte ob sich der Ruf wiederholen würde. Mit dem Schlaf ist's natürlich dann vorbei. Von den Schreckensbildern gepeinigt brüdet man, mit Säusen und Klingen in die Ohren, mit schlagenden Pulsen daliegend und malt sich alle Schauder und Entsetzen aus, von denen der Verlorene umgeben ist. . . Kinder, ich habe das dreißig Jahre lang durchgemacht, ehe Ruhe über mich kam. Wißt Ihr, was das heißt, dreißig Jahre von Jemanden träumen, sich um ihn bangen und sorgen, sich nach ihm sehnen und seiner warten? Nein, Ihr könnt das nicht wissen — Gott verhüte, daß Ihr so was auch nur dreißig Tage solltet mitmachen müßen! Daß ich darüber nicht wahnsinnig geworden bin, wie Liebmann Bär's Frau, deren Sohn auch

¹⁾ Gratuliren.

¹⁾ Simon.

in Rußland geblieben ist, das war eine besondere Gnade Gottes. Doch nein! Es war keine Gnade Gottes, es war eine Strafe Gottes. So 'was Jahrzehnte lang mit gesunden Sinnen tragen zu müssen, vom achtzehnten Lebensjahre an, darin liegt mehr Elend und Unglück, als der größte Dichter beschreiben kann. . . . Liebmänn Vär's Frau hatte ihren Verstand verloren. Jeden Tag, den Gott werden ließ, sie lief in alle Läden, bestellte das Beste und Schönste, denn ihr Aron kamme heim und bringe seine Frau mit. Aron habe die Kaiserin von Rußland geheirathet und Napoleon erstochen. Dann wartete sie, bis die Post von Mainz eintraf, und wenn der Postillon zu blasen anfang, rannte sie dem Wagen entgegen und rief: „Alleweil kommt mein Aron mit seiner Frau.“ Bis 1829 hat sie's so getrieben, dann hat Gott sie erlöst. In späteren Jahren fragte ich mich gar oft, ob sie nicht glücklicher war, wie ich? So kam der Herbst 1813. Da hieß es, bei Leipzig sei Napoleon schrecklich geschlagen worden. Drei Tage habe es drei große Monarchen gekostet, um den einen Schrecklichen zu überwältigen; die Franzosen retirirten, und die Preußen, Oesterreicher und Russen seien von Saub am Rhein im Anzug hierher. Da machten sich alle Leute daran, ihre besten Sachen zu verstecken, erstens vor den Franzosen, die Alles mitnahmen, was nur Pfennigwerth hatte, zweitens vor den Oesterreichern, unter denen es halb wilde Menschen gab; vor den Preußen hatte Niemand Angst, destomehr vor den Russen! Die Leute zitterten schon beim bloßen Namen, und wie ich bald erleben sollte, mit Recht. Auf dem Marktplatz zu Bingen waren Russen und Franzosen aneinander gerathen. Die Russen kamen vor den Preußen an, denn sie hatten alleamt Pferde. Euer Großvater war gerade in Bingen, als alle Mannsleute an die Nahe rannten. Ueber der Drususbrücke kamen massenhaft Kanonen, mit Ochsen und Pferden bespannt, die man den Bauern abgenommen hatte. Unterhalb der Brücke, wo die Nahe in den Rhein fließt, kamen die Franzosen auf Pferden durch's Wasser geritten, hinter ihnen die Rosafen. Die Franzosen hatten es eilig und sprengten spornstreichs durch die Stadt nach Mainz zu. Die Nahe, so erzählte Euer Großvater, wimmelte von Pferden und Menschen, die durch das kalte Wasser waten. Von Bingen aus sahen die Leute dem Kampf zwischen Franzosen, Russen, Oesterreichern und Preußen zu.¹⁾ Wie es da hergegangen ist, hat er schon oft genug erzählt. Obwohl man nun in den absetis liegenden Ortschaften die Hoffnung hegte, daß sich hierhin kein Feind verirren würde, und als Feinde betrachtete man alle Soldaten ohne Unterschied, denn sie benahmen sich sämlich so — kam es doch anders. Der erste Most stand im Hof zum Keltern bereit, und wir waren am Buttern, so gegen zehn Uhr Morgens, da kam der alte Gillenberger und der Mezeroth, zwei arme Bauern, denen man die Söhne fortgenommen hatte, und die, weil sie ganz allein standen und nichts zu leben hatten, im Kelterhaus bei uns aufgenommen worden waren und bei uns lebten, ganz verstört aus der Bingerl.²⁾

„Versteckt Euch, Ihr Weibsvolk,“ rief Gillenberger, „die Russen kommen!“

Die Mägde ließen das Buttersaß, die Kelter, die Küche, die Rüben stehen, und rannten schreiend davon, die eine in den Keller, die andern auf den Speicher. Der Mezeroth, obwohl ein Eßbziger, aber noch stark und rüstig, holte die kopflos Gewordenen schnell wieder herbei.

„Vor Allem,“ rief er, „die Kühe aus dem Stall und hinauf nach Udenheim zu, das liegt aus'm Weg!“ Und

¹⁾ Beim Bau des Bahnhof's in Bingerbrück wurden noch viele Skelette bloßgelegt, auch Waffenstücke, gut erhaltene Uniformknöpfe und Zuckreste gefunden, die von den bei diesem Kampf Gefallenen herrührten. ²⁾ Weinberge.

wenige Minuten darauf waren schon fünf Kühe fortgetrieben. Zwei, die erst gefalbt hatten, konnte man nicht mehr fortzuschaffen, weil nicht genug Leute da waren, und solche Thiere nicht getrieben werden können, wenn die Kälbchen nicht vorauslaufen. Nun warf Gillenberger Stroh und Heubündel in den Keller, hinter denen sich die Frauen und kleinen Mädchen verstecken sollten. Dann schichtete er noch Neben und Reiserwellen davor auf. Vier junge Bauernweiber kamen mit ihren Kindern zu uns geflüchtet und wurden alsbald hinter den Bündeln versteckt. Auch Brendel's Schwiegertochter, sowie die Mamel, die verheirathet und von Sprendlingen nach Haus geflüchtet war, mußten mit in den Keller, wohin man der Vorsorge halber auch Essen mitnahm.

(Fortsetzung folgt).

Alerlei

In der letzten Sitzung der Gesellschaft für Anthropologie sprach der gefeierte Sanskritist Prof. Dr. G. Oppert über „Charisch, Ophir und Indien“, ein Thema, welches durch das von uns besprochene Buch des Dr. Carl Peters wieder in den Vordergrund der Discussion gerückt worden ist. Cartessis, so führte Prof. Oppert aus, ist eine Landschaft Spaniens, das heutige Andalusien und ein Theil von Granada. Es wurde von den Phöniziern nach den Bewohnern, den Tarten oder Turten, benannt und war ebenso wegen seiner Fruchtbarkeit, als auch wegen der natürlichen Begabung seiner Inassen berühmt, welche noch in römischer Zeit als Staatsmänner und Schriftsteller sich bekannt gemacht haben; so z. B. stammte der Kaiser Trajan aus dieser Gegend. Bereits 1300 vor d. gew. Zeitr. kamen die Phönizier nach Cartessis, und von den großen Schiffen, die dort gebaut wurden, nannte man im Alterthum allgemein große Seeschiffe, die phönizischen Pentekonteren mit 500 Mann Bemannung außer der Schiffsmannschaft: Caris-Schiffe. Es gab etwa drei phönizische Niederlassungen in Cartessis: bei Gadir, am Guadalquivir und bei Cadix (Gades), woselbst ein Tempel des Melkart wie in Tyrus bestand. Die Fahrten nun, die König Salomo und König Hiram von Tyrus gemeinsam unternahmen, und zu denen in Ezjon Geber, dem damaligen Hafen der Juden am Rothen Meere, die Schiffe gebaut wurden, können nicht nach Cartessis gegangen sein, denn dorthin konnten die Phönizier direkt gelangen. Sie gingen in's Goldland, das heißt zum Theil nach Indien, zum Theil nach Ostafrika. Der Referent wies nach, daß Elephanten, Affen und Pfauen, welche die Juden heimbrachten, damals nur aus Indien kommen konnten, was auch durch sprachliche Verwandtschaft der in der Bibel für diese Dinge gebrauchten Benennungen mit dem altindischen Namen zu stützen ist. Dazu kommt, daß eine Fahrt vom Rothen Meer nach Indien und zurück, wenn man die Windströmungen des Südwestmonsun zur Hinfahrt und des Nordostmonsun zur Rückfahrt beabsichtigt und einen nicht allzu langen Aufenthalt in Indien hinzunimmt, im Alterthum etwa drei Jahre in Anspruch nahm, womit die Nachricht der Bibel von den dreijährigen Fahrten stimmt, deren Ziel nicht genannt ist. Ophir nun ist nach Genesis X. 29 der 11. Sohn des Jogan; die Joganiten sind in Südarabien sesshaft, und der dortige Hafen Sephara war das Emporium für die Waaren aus Indien und Afrika. Der Name Ophir ist auf diese Gebiete Südarabiens und dann auf die Theile der Ostküste Afrikas anzuwenden, die hier in der Nähe lagen und viel Gold besaßen, das später dann mehr ausgebeutet war, wie ja auch moderne Goldbergwerke ertragsärmer werden; später wurde der Name Ophir auf noch weitere Gebietstheile der afrikanischen Ostküste übertragen. So identifiziert Josephus Ophir mit Afrika und beruft sich hierbei schon auf Alexander Polyhistor. Der Referent bewies, daß die Expeditionen, die nach Ophir gingen, nicht nach Charisch gingen, und daß die dreijährigen Expeditionen nur nach Indien gerichtet gewesen sein können. Ophir, zuerst das heutige Hadramaut in Südarabien, ehe der Name weiter auf die ostafrikanischen Küstengebiete übertragen wurde, lag zu nahe für eine gemeinsame Expedition Salomo's und Hiram's, die von Ezjon Geber im Ostwinkel des Rothen Meeres ausging und Indien zum Ziel gehabt haben muß, woselbst sehr alte Goldbergwerke nachgewiesen sind.

Inhalt: Der Haffude. — Die Dorfseele. — Alerlei. —

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahm.

14)

„Im Keller lagen achtzehn Stückfaß Wein,“ fuhr die Tante fort. Gillenberger und ein anderer Mann schichteten das Heu und Stroh nach hinten; ich warf Bettstücke für die Kinder in den Hof, und bald war der halbe Keller ausgefüllt. Absichtlich ließ Gillenberger mehrere Fässer freistehen. „Daran mögen sie sich vollsaufen,“ sagte er, zufrieden mit seinem Werk. Dann sagte er noch die Zapfen an den Fässern ab, weil man aus früheren Erfahrungen wußte, daß die Plünderer sie loszuschlagen und den Wein dann auslaufen ließen. So hatte der langjährige Krieg die Leute auf alles Böse vorbereitet. Die Gänse und Enten wurden aus den Hof und in's Feld gesagt, wo sie am sichersten waren. Inzwischen kochte ich mit Gillenberger's Frau mächtige Kessel voll Essen. Wenn die Soldaten sich dick satt gegessen und getrunken hatten, geberdeten sie sich lange nicht so wild, wie wenn sie hungrig und durstig waren. Nun aber drangen die alten Männer in mich und Jeanette, uns keiner Gefahr auszusetzen, sondern auf unserer Kammer zu bleiben. Sie selbst wollten die gefürchteten Gänse schon empfangen. So gingen wir denn hinauf, verriegelten die Thüre und rückten hölzerne Truhen vor dieselbe. Gegen zwei Uhr hörte man Pferdegetrappel, aber nicht viele Leute ließen sich durch die Neugierde herauslocken. Das Dorf blieb wie ausgestorben. Bald darauf standen die Reiter, von der Größe des Hauses angezogen, vor unserem Hofthor. Hinter dem Vorhang unseres Fensters erblickten wir drei Männer, die auf kleinen Pferdchen saßen. Sie sahen sehr schmutzig, aber nicht bössartig aus. Jeder hatte eine wenigstens eine Elle lange Lanze in der Hand und hinter sich am Sattel ein kleines Gewehr. Ich fühlte nicht die mindeste Furcht vor diesen struppigen Burschen und wäre schon heruntergegangen, wenn mich die Schwägerin nicht zurückgehalten hätte. Gillenberger hatte sich an's offene Fenster gesetzt, und den forderten sie auf, das Thor zu öffnen. Als er verneinend den Kopf schüttelte, hob einer drohend seine Lanze, worauf der erschrockene Bauer öffnete. Widerstand wäre ja auch vergeblich gewesen. So ritten sie zum Thor herein, sprangen von ihren Pferdchen und betraten das Haus. Wir begannen leise zu beten, denn ich fühlte mich doch nicht mehr so sicher wie vorher. Jetzt betraten sie das Haus und, vom Geruch der Speisen angezogen, jedenfalls sofort die Küche. Einer schleppte einen Gemüsetopf herbei — es war Sauerkrant mit Erbsen, ich sehe es heute noch vor mir stehen — ein anderer hatte den Fleischtopf in den Händen. Sie stellten beides mitten in den Hof, der Dritte holte Bündel Heu für die Pferde herbei, wobei ihnen der Gillenberger helfen mußte. Sie setzten sich auf's Heu und begannen gierig mit den Händen zu essen. War ihnen etwas zu heiß, dann warfen sie es in den Topf zurück; so saßen und standen Menschen und Thiere beisammen und thaten sich gütlich. Da kam noch ein vierter Kosak, sprang vom Pferd, setzte sich zu den übrigen und aß tüchtig mit. Die Mahlzeit dauerte nicht lange, da verlangte der Veztangekommene zu trinken. Gillenberger, der, sein Pfeifchen rauchend, auf der Treppe saß und den Leuten scheinbar ganz gelassen zusah, ging in's Haus und kam mit einem Eimer zurück. Er trat auf den Brunnen zu und begann tüchtig zu pumpen. Der Kosak ließ ihn auch gewähren und gab das Wasser den Pferdchen zu saufen. Dann machte er von Neuem die Geste des Trinkens. Gillenberger suchte mit den Schultern. Der kleine Kerl sah sich aufmerksam im Hofe um, da fiel sein Blick auf die mit Brettern zugedeckte große Mostbütte. Er hob dieselbe auf, beugte sich nieder, steckte den Finger in die zerstoßenen Trauben, leckte daran und

machte ein erstauntes Gesicht. Nun kamen auch die Anderen herbei, thaten ebenso und sahen sich in maßlosem Erstaunen an. Der Most hatte schon mehrere Tage gestanden, weil keine Leute zum Keltern da waren, und begann bereits zu gähren. Erst holten sich die Kosaken mit den hohlen Händen Trauben und Brühe heraus, dann nahmen sie ihre Tschakos ab und tranken daraus. Als sie nicht mehr konnten, gaben sie den Pferdchen davon zu saufen. Der gärende Stoff mochte ihnen in den Kopf gestiegen sein. Sie brachen die Scheuer auf, wo sie Alles durchwühlten. Hierauf nahmen sie das Butterfaß, das sie bisher kaum beachtet hatten, und leerten es in den Most. Einer ging in den Stall, nahm seine Lanze, schlug eine Kuh samt beiden Kälbern tot, schleifte die noch zuckenden Thierchen in den Hof und warf sie gleichfalls in die Mostbütte. Aber damit noch nicht genug. — mir wurde schwarz vor den Augen, — erbrachen die Unholde die Wandschränke in dieser Stube hier, holten Bücher und Papiere heraus und warfen sie ebenfalls in die Mostbütte. Als sie dann an der schrägen Kellerthüre herumzuarbeiten begannen, konnten wir unsere Unruhe nicht länger bemeistern. „Wenn sie um Himmelswillen nur nicht in den Keller dringen und die Frauen entdecken,“ flüsterte mir die Schwägerin zu. „Das wird Gott verhüten,“ antwortete ich beklommen. Die Leute — ich weiß heute noch nicht, ob das wirkliche Menschen waren — schienen jeden Augenblick ausgelassener zu werden. Da drang zu allem Unglück unterdrücktes Weinen an das Ohr der kleinen Teufel. Sie flüchten einen Augenblick, um aber dann desto energischer an's Aufbrechen der Thüre zu gehen. Was wird aus den Frauen da unten, fragte ich mich, wenn die Russen sie im Keller entdecken? Werden sie gar die Kinder töten, wie sie eben erst die Kälbchen erschossen hatten? Je länger ich mir diese Frage vorlegte, desto schneller reifte ein Entschluß in mir: ich werde diese entsetzlichen Wesen da unten selber vertreiben. Der Entschluß ward sofort zur That, als ich plötzlich Gillenberger's Stimme hilferufend herauftönen hörte. Sie hatten den alten Mann, der sich dem gewaltsamen Öffnen der Kellerthüre widersetzt, gepackt und gewürgt. Ich warf schnell eines meiner schönsten Kleider, das mir gerade in die Hände fiel, über, eilte, trotzdem sich Jeanette mir in dem Weg stellte, den Gang entlang, die Treppe hinab in den Hof und stand, erhitzt von der Aufregung und Hast, mit der ich gekommen, unter den Fremdlingen. Raum wurden sie meiner ansichtig, als sie flugs von Gillenberger abließen und mich mit grenzenlosem Erstaunen anstarrten. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: hier mußt Du die Herrin herauskehren. Ich erhob energisch die Hand, wies nach dem Hofthor, ohne ein Wort zu reden, als: „Hinaus!“ Da zogen die Burschen demüthig den noch vom Most feuchten Tschakko vom Kopf und verharreten regungslos. Solche Lagen den Männern gegenüber erfassen wir Frauen viel schneller, wie Männer gegeneinander. Nochmals rief ich und noch lauter wie zuvor „Hinaus!“ trat noch einen Schritt gegen die Bier vor und blieb dann, mit erhobenem Arm, gegen das Hofthorweisend stehen, wie eine Bildsäule. Da griffen sie nach den Halbiern ihrer Pferde und schlichen gesenkten Hauptes davon. Inzwischen war Mezeroth zurückgekommen und hatte noch den letzten Akt dieses Vorgangs angesehen. Er meinte dann, mein schönes Kleid wäre schuld gewesen; die Russen hätten mich sicher für eine hohe Person gehalten, und wenn ich in einfacher Bauerntracht gewesen wäre, würden sie mir vielleicht noch Leids zugefügt haben. Mezeroth hat nicht Unrecht, dachte ich mir, und merkte mir seine Worte für's nächste

Mal. Und das war eine Stunde d'rauf. Da kamen wieder zwei Rosaken herangejprengt. Gyllenberger hatte wahr gesprochen: Die Franzosen waren nicht halb so schlimm, wie diese neuen „Freunde.“ Aber mir wuchs der Muth mit dem Erfolg; ich hielt mich jetzt verantwortlich für die Sicherheit der Leute, die sich zu uns geflüchtet hatten. In der Aufregung vergaßen wir, das Thor zu schließen, es war nur beigelehnt, und bevor Jemand dasselbe erreichen konnte, sah schon eine Pferdekopf herein; der Thorsflügel flog unter kräftigem Stoß zurück, und ein zweites Pferd ward sichtbar. Im Dorf wurde es lebhafter da und dort wagte sich ein Bube oder eine alte Frau auf die Gasse. Ich merkte darauf kaum, sondern nur auf unsere beiden neuen Gäste. Das sollten die Freunde der Deutschen sein? Ich kann heute noch nicht darüber hinwegkommen. Gott möge die armen deutschen Bürger und Bauern schützen, wenn die Russen je noch einmal als die Freunde und Verbündeten ihrer Fürsten in's Land kommen sollten, und wenn's nach hundert Jahren wäre! Ein Land, das solche Soldaten hat, kann seinen Freunden nichts Gutes bringen. Als die Kerle Miene machten, in's Haus zu treten, ging ich bis an die Thüre, sah sie streng an und sagte, wiewohl sie es nicht verstehen konnten, sie sollten hier stehen bleiben, wo sie zu essen bekommen würden. Zu meiner stillen Freude und zum größten Erstaunen unserer Leute verneigten sich die beiden Russen tief vor mir; kaum daß sie die Augen zu erheben wagten. Inzwischen brachten die beiden Bauern Essen, heraus welches die Leute aber nicht anrührten, bis ich sie wieder, auf Deutsch natürlich, dazu aufforderte. Das waren offenbar ganz andere Leute, als die vorhin abgezogenen. Sie aßen gierig, auf dem Boden niedergekauert und die Halfter um den Oberarm geschlungen. Auch die Pferde ließ ich füttern und tränken, wofür sich die Beiden durch Kreuzen der Arme und Verneigungen bedankten. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als die Zwei friedlich hinausritten. Schon ging ich mit dem Gedanken um, die im Keller verkorkten Weiber und Kinder heraufbefördern zu lassen, als plötzlich wieder fünf oder sechs Reiter erschienen. Jetzt ward mir aber doch recht bange; ich fühlte, daß ich zu zittern begann, und betete zu Gott, daß er mich nur jetzt nicht möge schwach werden lassen. Abermals drangen die wilden Menschen wie die Wölfe in den Hof ein. Ich erkannte sofort die Erstgekommenen in ihnen wieder. Mit den anderen Kameraden, welche sie mitgebracht hatten, stürzten sie, wie wilde Bestien, auf die Wollkutte los und tranken in ekelhafter Gier aus dem Gemisch, in das sie zwei getölete Kälber, ein Faß Buttermilch, Bücher und Kleider hineingeworfen hatten. Wir blickten noch voller Schrecken auf diese zügellosen Menschen, da ward schon wieder der Tritt von Pferden vernehmbar. Sie schienen langsam zu gehen, denn der Schall kam nur allmählich näher. Richtig, wieder zwei Reiter, aber gewaltig verschieden von den bisher gesehenen. Der eine hatte eine blaue, schönverschmückte Uniform an, der andere einen weißen Waffenrock und eine österreichische Mütze. Die beiden, offenbar vornehmen Herren hielten ihre Pferde an und blickten erstaunt in unseren Hof. Da sagte ich Muth, trat in's Thor und deutete stumm auf die sechs Soldaten. Im ersten Augenblick sahen die Offiziere — denn das waren die Beiden — überrascht auf mich herab, sprangen dann fast gleichzeitig von ihren Pferden, die ihnen willig folgten, und traten auf die halbbeirunknen Russen zu. Der Oesterreicher schlug mit der flachen Klinge auf Rücken und Köpfe der Ueberraszten und half mit kräftigen Fußtritten nach, während sein preußischer Kamerad tüchtige Püffe auf die tödlich Erschrockenen niederhauen ließ. Die also Traktirten suchten das Hofthor und ihre Pferde zu erreichen, was

aber erst gestattet ward, als sie samt und sonders gezüchtigt waren. Da endlich kam Euer Großvater in seinem Korbwägelchen angefahren. Ich jubelte auf, als ich ihn erblickte, und hatte beinahe unseren Retter in der Noth vergessen. Das wurde jetzt wieder gut gemacht. Marum zog höflich seine Mütze ab und fragte die Herren, ob sie nicht näher treten und einen kleinen Imbiß annehmen wollten. Bis Mainz, wohin sie doch wahrscheinlich wollten, sei es noch weit, und die Dämmerung im Anzug. Die beiden Offiziere waren sichtlich erfreut über dieses Anerbieten und traten, nachdem die Bauern die Pferde in den Stall gebracht hatten, in die Stube. Dort, Ihr Kinder, haben sie gegessen: der eine hier links neben dem Hosenreiter, der andere an dieser Seite. Jeanette, die längst ihre Furcht überwunden hatte und herabgekommen war, deckte mit fein weißem Leinen den Tisch, und Marum ging in den Keller, Wein zapfen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er die Verberkung der Weiber. Er erzählte den Offizieren davon und diese waren nicht wenig erstaunt, als es hinter den Heu- und Reisigbündeln lebendig wurde. Unsere Gäste waren nämlich neugierig geworden und mit in den Keller gegangen. Doch amüsierte der Anblick die Offiziere keineswegs, sie blickten vielmehr mittheilend auf die an's Tageslicht Hervortretenden. „Was doch der Krieg nicht Alles zeitigt!“ wandte der Preuße sich an seinen Kameraden und zu mir. „Sie haben gewiß auch viele Leiden durchmachen müssen, mein Fräulein?“

Ich nickte nur, und die Thränen schossen mir in die Augen. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Mit inniger Theilnahme sahen mich die Herren an. Wir setzten uns an den Tisch. Draußen begann es zu dämmern, und wir hatten schon längst Licht angezündet, hier an der Schabbeslampe. Alle acht Flammen brannten, und außerdem standen drei Lichter auf dem Tisch, sodaß es hell ward, wie an einem Feiertag. Eigentlich war's auch jetzt ein solcher. Mit den beiden vornehmen Herren war Sicherheit und Frieden bei uns eingekehrt. Wir athmeten erleichtert auf. Marum wurde ersucht, einen Boten auf die Chaussee, die nach Sankt Johann führt, zu schicken, von wo ein Detachement Preußen und Oesterreicher unter Führung eines jungen Offiziers kommen würde; der letztere sollte sich gleich nach seiner Ankunft hier bei uns melden, wenn wir das erlauben wollten. Der Vater versicherte, daß das für unser Haus die höchste Ehre sei, die ihm widerfahren könne. Unsere Gäste, die, wie sie sagten, seit Tagesanbruch noch nicht aus dem Sattel gekommen waren, aßen mit gutem Appetit. Beim Wein wurde die Unterhaltung recht lebhaft. Mich redeten die Beiden immer als „Fräulein“ und „Mademoiselle“ an, bis ich erklärte, ich sei kein Mädchen mehr, sondern eine verheirathete Frau. Die ungläubigen Blicke der Offiziere sind mir bis heute noch in Erinnerung. Als mein Bruder ihnen von meiner Hochzeit erzählte wie mir mein Mann drei Stunden nach der Trauung von den unbarmherzigen Franzosen gewaltsam entrißen wurde. Als ich in mein Taschentuch hineinschlugte, schienen Beide tief gerührt. Sie sahen mich mit feuchten Augen mittheilend an. Der Oesterreicher stand auf und drückte mir voll inniger Theilnahme die Hand. Wir schwiegen Alle, und in der Stube war es so still, daß man nur das Rauschen der Kerzen hörte. Inzwischen kam der junge Offizier, den wir dann mit den beiden hohen Herren allein ließen. Im Schloß, in welchem außer dem Castellan und Tanzmeister Niemand wohnte, ward Quartier bestellt; der junge Offizier erhielt bei uns Nachtmahl, und wir blieben mit den Gästen bis etwa zehn Uhr beisammen.

(Fortsetzung folgt).

Inhalt: Der Hofjude. — Die Dorfseele. —

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Kahn.

14)

Als die beiden Offiziere gingen, versprachen sie, vor ihrem Weitermarsch noch bei uns zu frühstücken, reichten mir freundlich die Hand und erbieten sich, Alles aufzubieten, um den Verbleib meines Joseph ausfindig zu machen. Mit tanzend Hoffnungsbildern begab ich mich zur Ruhe und betete, daß Gott die edlen Männer in den Gefahren des Krieges beschützen, daß es ihnen gelingen möge, ihr Versprechen zu erfüllen. Vor Tagesanbruch holte Marum die Gäste zum Kaffee ab. Wir Frauen hatten tüchtig gebacken und stellten den lieben Menschen das warme Gebäck vor. Der Abschied war wie von alten, trauten Freunden, und unsere aufrichtigen Segenswünsche folgten den Scheidenden nach. Wie groß war unser Erstaunen, als eine Schildwache vor unserem Hause zurückblieb! Das hatten die Offiziere veranlaßt, und soviel Truppen auch durchkamen, Russen, Oesterreicher und Preußen, wir blieben doch in bisher nie gefühlter Sicherheit. Die von den Kosaken erlöschene Ruh ließen wir an die Bauern vertheilen; war doch schon wochenlang kein Both Fleisch mehr aufzutreiben, so daß die Leute selber nichts mehr zu essen hätten. Unser Haus war voll von geflüchteten Mädchen aus der ganzen Umgebung, weil hier bei uns die größte Sicherheit vor den schrecklich rohen Soldaten herrschte. So hatte Gott Seine schützende Hand über uns gehalten, und das Böse, das uns die Russen angethan, war uns zum Guten geworden. Ohne die Szene im Hof hätte ich die Offiziere nicht wahrgenommen, und der Himmel mag wissen, was aus uns und den vielen unschuldigen Menschen ohne diese beiden hohen Herren geworden wäre. . . . Kinder, Ihr könnt gar nicht nachempfinden, was es heißt, wieder neue Hoffnung zu schöpfen, wieder von Neuem zu glauben. Die Offiziere hatten beide wie aus einem Munde versichert, sie würden, wenn sie heil zurückkehren, wieder bei uns einkehren. Zahllose Soldaten zogen hier durch, theils über Mainz, theils über Alzen und Worms, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Dann ward es stiller. Der Krieg ging zu Ende. Wochen verstrichen, dann Monate, aber die Offiziere kamen nicht. Ich lebte nur noch in Erwartungen, in der festen Ueberzeugung, daß etwas Freudiges für uns sich ereignen müsse. Als aber Monate hingingen, begannen meine Hoffnungen in's Schwanken zu gerathen. Der Herbst kam, aber die Offiziere fanden sich nicht ein, und keiner von den Dorfbewohnern kehrte wieder, die mit nach Rußland marschirt waren. Dann kamen kurze, neblige Tage, bis es allgemach empfindlich kalt wurde. Wir hatten Abends Feuer gemacht. Marum saß mit seiner Frau auf der Bank, ich spann, wie Abends gewöhnlich. Da tritt der alte Gyllenberger in die Stube, setzt sich an den Ofen, macht mit Feuerstein und Zunder seine Pfeife an und erzählt so ganz nebebei, der Müllers Peter sei heute Nacht beim Dunkelwerden aus Rußland zurückgekehrt. Mir fuhr es so durch die Glieder, daß ich die Arme wie gelähmt fallen ließ und mich nicht rühren konnte. Alles ging mit mir im Kreise herum, ich wäre vom Stuhl gesunken, wenn nicht Jeanette sogleich an meiner Seite gewesen wäre. Marum aber griff nach seiner Mütze, um sofort zu Müllers zu gehen. Ich mußte mit, keine Macht der Erde hätte mich daran hindern können, und so schnell hatte ich mich von meiner Schwäche erholt, daß meine Schwägerin keine Zeit und kein Wort finden konnte, mich zurückzuhalten. Ich eilte wie ich ging und fand Marum nach zu Müllers. Wenn der Peter zurückkam, warum sollte nicht auch Joseph zu-

rückkommen? Und wenn Beide Jahre lang in demselben Land zurückgeblieben waren, warum sollten sie nicht etwas von einander wissen? Bei Müllers ging es so laut her, wie in einem Wirthshaus. Die kleine niedere Stube war voll von Männern und Frauen, welche zahllose Fragen an den Peter stellten, und diejenigen, die nicht fragten, sahen ihn mit starren, staunenden Blicken an. Das war auch ganz erklärlich. Der Peter sah völlig verwildert aus. Haar und Bart waren ihm lang gewachsen, seine schmutzigen Kleider zeigten einen landfremden Schnitt, ein paar gewaltige Stiefel hatte er über die Hosen gezogen. Er verschmähte es, Wein zu trinken, und stürzte ein Glas Schnaps nach dem andern wie Wasser herunter. In seine Reden mischte er viele fremdartige Wörter, sang russische Lieder, schlug mit der Faust öfter auf den Tisch, ließ sich ein Stück Eis von der Dachrinne abbrechen und kaute es vor den Augen der Leute, indem er ihnen erzählte, daß man so in Rußland thue. Er war schon ziemlich betrunken, als ihn Marum bewillkommte, und dieser mußte ihm mit zu trinken. Mich selbst redete er sogleich mit den Worten an: „Aha, Jungfer Braut, willst mich auch bewillkommen? Aber den Joseph thät' ich lieber hier sehen, gelt? Glaub's schon, das wär' aber 'n Unterschied; dann saß' ich jetzt am Wachfeuer und guckte bis zum jüngsten Tag hinein. Weiß' schon, willst was von Deinem Schatz wissen, hab' ihn vor Moskau noch gesehen; und nachher sind wir wieder 'mal zusammenkommen, wie kein' Ordnung mehr in den Regimentern war. Maria und Joseph, war das 'n Durcheinander von allen Sorten Soldaten! Kanoniere, Chasseure, Gardisten, Reiter, kurz Alles durcheinander. Es wird mir ganz trocken im Hals; gebt' mal Buttki her!“ Er trank wiederum, dann fuhr er fort: „Bis Moskau ist's gut gegangen, dann ist's eklig geworden. Erst war's uns zu heiß, dann ist's uns kalt, arg, arg kalt geworden, erst die Füße und die Hände, dann die Knie! Und geschneit hat's auch, geschneit Morgens, geschneit Mittags, geschneit Nachts. Feuer wollte nit brennen, war auch wen'g Holz da. Hinter uns die verfluchtigen Kosaken; kaum hat man am Feuerchen geessen, da kamen die Hallunken; wer noch konnt', ist auf und davon gesprungen, andere sind beim Feuer geessen und haben in die Flammen gedeut, haben's Feuer aber nimmer mehr gespürt, die Kält' auch nit, auch die Kosakenlanzen nit: find halt sitzen geblieben und sitzen meiner Seel' noch dort.“

In der engen, dunstigen Stube war es totenstill geworden und entseßlich heiß. Die Leute starrten erschrocken und erstaunt zugleich auf den Erzähler, dessen Gesicht roth, fast braun geworden war; seine Augen begannen förmlich zu glühen — der Brantwein that seine Wirkung. Dann plötzlich richtete er seine Augen wieder auf mich; der Blick machte mich erschauern. Er sah mich wie eine fremde Person an, denn nachdem er so sekundenlang mein bleiches Gesicht stumm angestarrt, begann er von Neuem, während die Uebrigen bald auf mich, bald auf den unheimlichen Erzähler glockten: „Treinle, alleweil kenn' ich Dich wieder. Da fällt mir ja ein, daß Du verheirathet und doch ledig bist. Am 24. Juni 1812, das werd' ich nie vergessen, da sind wir mit den Franzosen in's Russische hinein. Wir waren von den Ersten, die Regimenter vom Rheinbund.“

(Fortsetzung folgt).

Inhalt: Der Gossjude. — Die Dorfseele. —

quiroz' finanziellen Einfluß für sich zu erraffen gedachte. Der Regent durchschaute diese geheimen Absichten seines teuflischen Berathers, und in der letzten Nacht hatte er seinen Entschluß gefaßt; er wollte Esquiroz begnadigen und war nur noch unschlüssig, weil er Dubois fürchtete. „Die Zeit vergeht“, sagte er, die Augen starr auf die Wanduhr richtend, „so ist's für Dubois dasselbe . . . Blut genug für diese Woche geflossen . . . Doch wenn Dubois“. . . Jetzt hörte Philipp dessen Tritte; hastig ergriff er die Klingel und übergab dem eintretenden Diener mit einigen Worten das Papier. Jener entfernte sich schleunigst durch eine Seitenthür. . . .

Schon hatte Esquiroz den Fuß auf die schreckliche Leiter gesetzt, da wurde der Tritt eines herangaloppirenden Pferdes vernehmbar; ein weißes Tuch flatterte, und „Gnade, Gnade“ erscholl es in dem jubelnden Volkshaufen. Der Eilbrite übergab dem obersten Beamten einen Befehl des Regenten, den dieser verlas: Esquiroz' Todesurtheil war in ewige Verbannung umgewandelt; ein Drittel seines Vermögens sollte dem Staate zufallen, den Rest durfte er mit sich nehmen. Im Triumph ward der Begnadigte nach seinem Hause geleitet, wo ihn die überraschte Familie, welche in dumpfem, theilnahmslosem Schmerze ihr Oberhaupt bereits der Hentfershand erlegen fürchtete, mit jubelndem Entzücken empfing. . . .

„Jetzt aber, meine Lieben“, so begann Esquiroz, nachdem der erste Freude Sturm sich gelegt hatte und sie allein waren, „jetzt ist mein Entschluß gefaßt: Wir ziehen aus der Fremde in die wahre Heimath, in's geheiligte Land unserer Väter, wir schlagen unsere Zelte in Palästina auf. Der Herr, der mich so wunderbar erhalten, will, daß ich in Seinem Lande meinen Leib dereinst zur Ruhe lege, ich folge Seinem Rufe. Laßt uns dies unglückliche Land ohne Groll verlassen und zum Herrn beten, daß Er es schütze und aus dem Elend errette, denn ich fürchte, daß der blutigen Ausaat eine blutige Ernte folgt. Wir aber wollen fern von der Welt, in stiller Zurückgezogenheit unseren Brüdern leben. Auf mein Weib, meine Kinder, nach Jerusalem!“

Und also geschah es. Als die letzten Streifen der französischen Küste aus der Gesichtweite der Verbannten ent schwanden, da drückte Esquiroz in tiefer Bewegung Benjamin an sein Herz und sagte leise: „Dorthin wird auch ein Erlöser meines Namens kommen!“ Und als die Strahlen der Sonne die Küsten Afrika's vor ihren Blicken vergoldeten, da schlug der Gerettete das Auge zum Himmel auf, und in dem verzückten Blick lag ein Gebet, erhaben und inbrünstig, wie das der Engel, die den Thron Gottes mit majestätischem Hymnenfang umschweben.

Die Dorfsseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Kahn.

15)

„Ihrer zehn standen wir auf russischen Boden“, fuhr Peter Müller mit lallender Stimme fort, „und die andern sind an uns vorbei. Das ging sechs Stunden, man war schon müde vom Zusehen. Da kam die Garde, die schönsten Leute von den Franzosen, Bayern und vom Rhein, meist Franzosen. Der größte und stattlichste unter Allen das war der Joseph, Dein Schatz. Dann haben wir uns noch einmal gesehen. . . . War' mal, wann war's doch? Nein, ich weiß's nit mehr. Der Joseph ist dreimännig, der hält's aus, sagt' ich mir damals, wie ich mir den Mantel von einem toten Soldaten umhängte, weil ich sonst erfroren wär'. Der Joseph sitzt also Nachts mit uns, nein doch nit — es war nit dasselbe Wachfeuer — also der sitzt auch an so'nem Feuer, als die Russen wieder hinter uns herkommen. Wer konnt', ist ausgerissen. . . . Aber jetzt weiß ich nit mehr, nein, ich kann's nit gewiß behaupten, . . . Gebt mir was zu trinken! . . .“ Und es war nichts mehr aus ihm herauszubekommen.

In jener Nacht hatte der Peter Müller etwas in meine Seele geistelt wie eine Brandfackel. Er war ja allerdings halb oder völlig betrunken. Aber was er da sagte, klang durchaus wie etwas Erlebtes. Zweierlei furchtbare Möglichkeiten rangen in mir: Mein Mann mochte leben; nein, er lebte gewiß und war sicher in russische Gefangenschaft gerathen. Dann wieder schrie eine Stimme in mir, daß er am Wachfeuer erfroren sei. Der Peter trank von Tag zu Tag mehr Brantwein, schwatzte immer verwirrter, bis er gänzlich blödsinnig ward. Die Wahrheit, das Letzte, was er damals hätte erzählen können, kam nicht mehr heraus, denn gerade da hatte ihn das Gedächtniß verlassen. Jahre gingen hin, ich merkte es kaum. Es gab Revolution, wir achteten dessen nicht. Alle Freitag-Mittag ging ich an die Kreuz-Chaussee. Aus dem achtzehnjährigen, in Jugend prangenden Mädchen, das einem verschollenen Mann als Ehefrau angetraut war, war eine geklebte Frau, man könnte sagen ein „alterndes Mädchen“ und eine frühzeitige Wittwe geworden, ein armes

Geschöpf, auf das alle Bezeichnungen paßten, weil keine so recht paßte. Bald gab es für mich keinen Unterschied mehr in den Jahreszeiten, in Wochen- und Ruhe-Tagen. Und dennoch, die bittersten Stunden nahten für mich an den Freitag-Abenden. Jeden und jeden Crew Schabbes, den Gott werden ließ, pilgerte ich hinaus auf die Kreuz-Chaussee, wie andere Menschen auf den Friedhof gehen. Hoffnungslos lenkte ich meine Schritte dorthin und erwartete dennoch etwas, ihn, meinen Mann. Und wiederum erwartete ich nicht mehr. War ich einmal zurückgehalten — und das mußte schon etwas sehr Bedeutsames sein, was mich dazu vermochte — dann glaubte ich, gerade diesmal müßte ich ihn verfehlt haben. Wenn ich da draußen saß und hinüberblickte nach Kreuznach abwärts, war es mir, als verjüngte sich meine Seele. Alles, was ich hier erlebt hatte, trat mir lebhaft vor die Erinnerung: Die grünenden Felder, an denen wir vorüberwanderten, die Mädchen und Jünglinge, die jeden Sabbath-Mittag sich hier begegneten, unter ihnen der Joseph, ein wahrer Saul, an Gestalt Alle überragend. Ich sah das schöne Pferd, das so treu hinter uns her trabte, wenn wir an Wochentagen allein hier wandelten; ich sah Alles blühen und im Herbst wieder versinken, und ich blieb jung in diesen stets neu wiederkehrenden Erinnerungen. Da saß ich auf dem Meilenstein, bis die Sonne sich neigte und die Einfuhr des Sabbaths verkündete. Dann erhob ich mich zum Heimweg. Das war in allen Jahren, so oft ich auch hinausging und allein wie ich gekommen, zurückkehrte, immer das Begegniß. Dann umfaßte mich die Trauer wie mit starken Armen, und ich fühlte von Neuem, daß mir die Augen feucht wurden. Oft kamen arme Wanderer des Weges; ich lud sie zu uns ein, wie das Brauch ist, aber wenn ich mich zur Heimkehr wendete, war es stets dasselbe Gefühl der Trauer: mein Joseph ist für mich verloren. Wie oft haben unredliche fremde Bettler auf mein Schicksal spekulirt, Märchen erfunden über meinen Mann, der in Rußland lebe, und dort groß, reich und angesehen geworden sei. Alles war

erlogen und nur erfunden, um uns zu betrügen und Geld abzuschlehen. Die Bauern nannten mich „Frau Braut“, denn sie wußten nicht, wie sie mich sonst tituliren sollten. Und ich blieb die „Frau Braut“, bis Eure Eltern um mich herum aufwuchsen und ich Tante Treinle genannt wurde. Manche Leute behaupteten, meine Gänge nach der Kreuz-Chaussee seien eine krankhafte Gewohnheit geworden. Nach ihrer Auffassung mögen sie recht gehabt haben. Aber was verstanden denn die Meisten von den Gefühlen eines Weibes, das mit siebzehn Jahren sich aus Neigung mit einem der edelsten und vornehmsten Männer verlobt hatte? Was wissen denn Menschen, die nie das Unglück kennen gelernt haben außer einer Misgernte oder sonstigem Vermögensverlust, was wissen die, welche Schicksalsgröße ich mit mir und in mir herumtrug? Vielleicht war die Gewohnheit bei mir zum Bedürfnis geworden, und zog diese mich wie eine unsichtbare Gewalt jeden Freitag hinaus nach der Chaussee. Warum aber war mir jedesmal, wenn ich diesen Gang unterließ, als hätte ich eine Untreue an dem begangen, der ja doch nicht wiederkehrte? Weil ich zehn, fünfzehn, zwanzig und fünfundsanzig Jahre so bestimmt an seine Wiederkehr glaubte, wie wir glauben, daß der Messias einst kommen werde. Und länger noch habe ich daran geglaubt. Wer geliebt hat, hofft auch, und die Liebe hat die Auferstehung vom Tode geschenkt. So hoffnungslos ich jedesmal den Heimweg antrat, ich hoffte auf den nächsten Freitag-Mittag. Der Sabbath, dieses Fürstengut Israels, gab mir neue Kraft; die Verheißungen im Echo dodi, die Semiros, die Weihe, welche aus der ungestörtesten Ruhe wie von selbst über uns kommt, der Strahl der Lichter, die friederfüllten Züge unserer Lieben sind Balsam für alle Schmerzen unserer armen Gemüther. Glaubt mir, Ihr Kinder, glaubt einer alten in Leid geprüften und gestählten Greisin, der Freitag-Abend ist der größte Friedensstifter und der größte Trostspender; aber es muß ganz so gehalten werden, wie wir ihn von den Eltern übernommen haben: da darf nichts hinein, was ihn mit den Wochen-Abenden gleich machen könnte. So lange wir Juden am althergebrachten Freitag-Abend festhalten, so lange unter seinen Lichtern nur Ruhe wohnt, keine Zerstreuungen der Werklage ihn profaniren, so lange wird auch das Leben in der Familie ein inniges sein, rein wie Diamant und ist wie Eisenketten. Freitag-Abends haben wir Einer dem Andern gehört, nicht dem Kartenspiel, nicht dem Musikmachen, das wir ja Alles haben konnten, nein: der Bruder gehörte der Schwester, die Schwester dem Bruder, die Kinder den Eltern, Freunden und Verwandten. Da werden alle Banden fest, die Seele an Seele binden, da neigt sich Gemüth zu Gemüth, und Haß, Zorn, Erwerbsucht schwinden von selber. Wenn aber einmal der Freitag-Abend, der „altfränkische“, stille Freitag-Abend aufhört, dann fällt auch das Familienleben zusammen, das des Juden Kraft und Stütze ist, und ohne welches er sich selber verloren geht. Diese so vollkommene Ruhe in äußerer Bethätigung beruhigt auch unser Inneres, und bei innerer Ruhe erschließen sich die Herzen wahrer und klarer, als wenn große Erregungen sie aufwühlten. In der Erregung des Gemüths öffnen sich leicht die Thüren des Herzens, ohne daß man erwägt, was man ein- und was man herausläßt. In voller Ruhe aber gewähren wir nur seelenverwandten Menschen einen Blick in das Heiligthum unseres Herzens. Wenn dann unter dem freundlichen Schein der Lichter unsere Schmerzen und Leiden sich lindern, wenn unsere Thränen versiegen und die Trauer sich in sanfte Behmuth auflöst, gleichsam wie die herbilichen Nebel vor dem milden Strahl der Sonne, dann begegnet sich Alles was gut in uns ist. Ich bin überzeugt, daß nicht nur die Religion den Freitag-Abend so verschönt, weit mehr noch ist es unser Gemüth, das ihm diesen Schatz von Weihe giebt. Hier wird ganz sicher die Religion zur Poesie, in die sich Jeder versenken soll, auch wenn er nur poetisch und

nicht auch religiös veranlagt ist. Das ist es auch, was uns so wunderbar stärkt nach allen Mühen des Lebens, wenn wir im Ruhetag unseren Körper für die Kämpfe der kommenden Woche gekräftigt haben. Mich hat es stark erhalten in den unsäglichen Kämpfen, die ich da drinnen, tief in meiner Brust für mich allein auskämpfen mußte. Jetzt sind es bald dreiundsünfzig Jahre, seit ich meinen Joseph zum letzten Male durch das Dorf begleitete; seit zweiundsünfzig Jahren bin ich fast jeden Freitag auf die Kreuz-Chaussee hinausgegangen, ihn zu erwarten. Glaubt Ihr wohl, Eure Großtante war solch' eine Thörin, daß sie selbst noch hoffte, derjenige werde wiederkehren, der vor einem Menschenalter in den Krieg zog, aus dem nur ganz Wenige heimkehrten? Zweiundsünfzig Jahre auf denselben Menschen hoffen, dazu gehört der Glaubensmuth von tausend starken Menschen. Ich armes, schwaches Weib stand aber allein, allein mit meinen Hoffnungen, allein mit meinen wenigen Wünschen und vielen Befürchtungen. Die Brüder und Verwandten suchten mich durch ihre Liebe, durch ihr Mitleid zu trösten; aber Männer verstehen die Frauen nicht, sie sind gar zu verschiedene Geschöpfe. Wenn ich mich Freitag-Mittags noch so verstohlen zur Kreuz-Chaussee begab und mir ein Mann begegnete, der mich von der Ausichtslosigkeit meiner Gänge zu überzeugen suchte, so geschah dies so ungeschickt, daß ich mich eher gekränkt als getröstet fühlte. Anfänglich wollten mich meine Freundinnen, die Mamel oder die Brendel, begleiten, doch ich lehnte es stets ab, weil ich immer glaubte, gerade an diesem Freitag müßte mein Joseph kommen, den ich, nur von Gottes Augen allein gesehen, bewillkommen wollte. Aber sie waren doch auch Frauen und verstanden mein großes Weh. Dann starben die Beiden, sie mögen in Frieden ruhen. Ich litt lange Jahre schwer unter ihrem Heimgang. Achtzehnhundertvierundsünfzig starb meine Schwägerin Jeanette, Eure Großmutter, die vertraueste, süßeste Freundin meines Daseins. Was der Tod dieser edlen Frau für mich bedeutete, das kann nur ein Weib nachfühlen, und nur ein solches Weib, das den Schmerz des Lebens kennen gelernt hatte gleich mir.

Warum aber gehe ich denn jeden Freitag-Mittag, im Staub des Sommers, im Frost des Winters nach der Kreuz-Chaussee? Warum? Nun, ich gehe da hinaus, wie andere Leute auf den guten Ort zu ihren lieben Toten gehen. Kann ich denn sein Grab auffuchen? Weiß ich, wo sein Gebein versenkt ist? Vielleicht in Rußland; aber Rußland ist weit und groß; vielleicht fiel er bei Moskau, vielleicht ertrank er in der Beresina, vielleicht starb er bei armen russischen Juden. Am ehesten glaube ich, daß er am Wachtfeuer erstoren ist, und diesen Gedanken werde ich oft Monate lang nicht los. Und daran ist der Peter Müller schuld. Seine Worte: „Dann saß' ich am Wachtfeuer und guckte hinein bis zum jüngsten Tag,“ lassen mich nicht los, verfolgen mich, sodaß ich immer Wachtfeuer im Schnee vor mir sehe, um welches tote Soldaten herumfischen mit ihren starren Toten Augen hineinblickend. Dann denke ich wieder an Bären und Wölfe — hu ein gräßliches Bild! Im Winter wenn der Schnee fällt, ist es mir oft, als sei ich selber in Rußland. Und das geht jetzt schon so zweiundsünfzig Jahre! Zweiundsünfzig Jahre im angstvollen Zweifel sind ebensoviele Ewigkeiten, Ewigkeiten der Hölle. Aber auf die Kreuz-Chaussee werd' ich auch noch ferner gehen. Dort am Meilenstein, wo wir beisammen saßen, dort denk' ich mir schon seit Jahren, der Meilenstein sei sein Grabstein. So habe ich mich daran gewöhnt, dahin zu gehen, weil ich ja auch dort meine glücklichsten Zeiten verlebt habe. Hat mir Gott die Kraft gegeben, Seine schweren Prüfungen zu ertragen, wird Er mir auch die Kraft geben, dorthin zu gehen, wo wir einander zugeschworen haben uns wiederzusehen.“

(Fortsetzung folgt).

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Schnitzler.

18)

„Alles, was Gott mir zugeschiedt“, so schloß die Tante, „habe ich mit Ergebung in Seinen Willen getragen. Nicht eine Stunde ließ Er mich schwach werden in meiner Liebe zu dem Manne, den Er mir gegeben und dem ich dennoch nie angehört habe. Es war so Sein heiliger Wille, der gepriesen sei. Habe ich doch auch nicht die Chalachah vollziehen lassen! Nein, ich wollte nicht. Angetraut war ich ihm, aber angehört als Weib, wie ein Weib seinem Manne nach Gottes Naturgebot angehört, habe ich ihm nicht. Ich wünsche herzlich, daß man das einst auf meine Majewohlschreiben mag. Und so, Ihr Kinder, wird Eure alte Großtante, wenn dereinst der liebe Gott sie zu sich ruft, als jungfräuliche Braut und Frau zu Grabe gebracht werden. Alles, wie Gott bestimmen wird, auf den ich baue und vertraue.“

Die Geschichte der Großtante war zu Ende. Sie schwieg, und wir verharren gleichfalls in schweigendem Nachdenken. Vieles, was die alte Frau uns aus ihrem Gefühlsleben erzählte, war unserer kindlichen Auffassung unverständlich, und selbst in reiferer Jugend hätten wir nicht Alles begriffen. Aber daß hier eine fromme Dulderin saß, die Vieles erlitten und durchgekämpft hatte, fühlten wir klar. Unser Empfinden war dem Verstehen vorausgeeilt. Die Greisin mochte das selber fühlen, denn sie fuhr nach einer Weile, während wir wie abwartend sitzen blieben, fort „Siebenzig Jahre habe ich überschritten; das ist nach des Psalmisten Wort das Ziel unseres Lebens, wenn's hoch kommt achtzig. Doch was liegt da noch an ein paar Jahren? Ein hohes Alter ist selten ein Gewinn, ein früher Tod selten ein Verlust. Das zeigt mein Alter und Bepp's früher Tod. Was hätte ich verloren, wenn ich frühzeitig meinem Joseph nachgefolgt wäre? Was würde Bepp gewonnen haben, wenn sie mit ihrem Bösewicht von Mann noch viele Jahre gelebt hätte? Wir beide haben aber Alles, was wir vielleicht gesündigt hatten, schon auf dieser Welt gebüßt und abgetragen. Also hoffe ich einst so sündenrein, wie es uns fehlervollen Menschen möglich ist, vor Gottes Thron zu gelangen. Wenn Ihr Kinder hört, daß Eure Tante Treinle gestorben ist, dann weinet nicht! Denket, daß sie endlich im Gan Eden mit den Theuren wieder vereint ist, nach denen sich ihr Herz so lange gesehnt hat. . . . Auf Träume soll man nichts geben; aber Träume sind doch auch eine Art Erlebnisse, ich möchte sagen abgeschwächte Erlebnisse. Ich habe jedes Jahr, jetzt vielleicht schon sechsmal geträumt, daß ich auf Sufkoh durch einen dunklen Wald ging, bis es zu dämmern anfang. Je dunkler es wurde, desto heftiger lief ich, um aus dem endlosen, stillen Wald zu kommen, und eine große Angst besiel mich, die meine Schritte beflügelte. Plötzlich sah ich hellen Lichterglanz vor mir, den ich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte zu erreichen suchte. Da stand ich vor einer Sufkoh, deren Thüre sich von selbst öffnete. Von der Decke herab hing unsere Schabbeslampe, an welcher zahllose Lichter brannten: die Sufkoh war voller schöner goldener Zierathen und nie gesehener herrlicher Früchte. Die Wände waren mit schneeweiß weissen Tüchern behangen und mit zahllosen blinkenden Sternen besetzt. Auf einem wundervoll verzierten Sessel saß unser Vater; die Mutter hob mit verklärtem Gesicht gerade die Hände zur Lampe empor, und ihre frommen Augen waren nach der Decke gerichtet; neben ihr stand Bepp in ihrer überirdischen Schönheit, wie ich sie in ihrem Brautkleid einst gesehen. Voller Entzücken eilte ich auf die Sufkoh zu, da ich im Hintergrund auch Joseph hinter Vaters Sessel stehen sah. Ich trat über die Schwelle und wollte die theuren Wesen umarmen. Sie richteten ihre

Blicke auf mich und als ich jubelnd die mir zunächst stehende Mutter in meine Arme schließen wollte, da wachte ich auf.“

Wir Kinder horchten der Traum-Erzählung mit angehaltenem Athem, und mein Väschen rückte ängstlich noch näher zur Tante. Diese mochte jetzt auch fühlen, daß ihre Erzählung geeignet war, uns Kinder zu ängstigen. Sie lenkte daher ein und sagte, das sei allerdings nur ein Traum, und wir sollten nicht weiter darüber nachdenken. „Jedenfalls“, begann sie nach einer Weile wieder, „habt Ihr jetzt gehört, was Eure Tante Alles hat wirklich erleben müssen, und dieses Leben war an sich schon ein schwerer, böser Traum. Nun wißt Ihr auch, warum Eure Tante „Frau Braut“ genannt wird und was die Sachen droben auf dem Speicher einst bedeutet haben. Sie bilden ein Stück Familiengeschichte Eures Urahnen Löw Bartenheim, des Hoffaktors und seiner Familie. Was ich Euch aus dieser Geschichte erzählt habe, war ein trauriges Kapitel. Möge Gott Euch, das jüngere Geschlecht nur ein sonniges Leben zu Theil werden lassen, Euch und die nach Euch kommen! Amen.“

Still begann der Tag zu verglühn. Ein warmer Luftzug drang durch das offene Fenster. Schwalben flogen dicht daran vorüber mit lautem, fröhlichen Gezitscher, in das sich das Schreien der Sperlinge mischte. In den Scheiben über dem Kellerhaus glomm der röthliche Schein der Abendsonne, welche die Wolken mit Purpur bemalt hatte.

„Seht nur, Kinder“, sagte die Tante, mit dem Finger nach dem Fenster deutend, „wie schön die Abendwolken sich in den Scheiben da drüben spiegeln. Sie kennen einander, die Abendsonne und die Fenster, schon seit mehr wie vielleicht sechzig Jahren, und sie bleiben immer ein Weilschen beisammen, ehe sie von einander Abschied nehmen. Hinter diesen Scheiben haben schon der Vater die Mutter, die Bepp und Jeannette auf den Hof gesehen. Ich meine, ich sehe jetzt noch Bepp's weiße Stirn mit den schönen, hohen Haaren, herausleuchten? Schaut nur, wie die Schwälchen drüben ihr Nest gebaut haben: auch sie haben seit Menschengedenken da gewohnt, erst die alten, die das Nest gebaut haben, dann ihre Jungen, die dort geboren wurden, und dann ihre Urenkel. So ist das Leben: ein mit Räthseln umgebenes Räthsel.“

Die Greisin erhob sich. Wir traten in den Hof, und blickten noch lange still hinauf zu den halberblindeten Scheiben, die in ihrer Bleiumfassung jetzt im Dämmerlicht tiefschwarz erschienen. Auf der Dorfstraße ward es wieder lebhafter. Singende Burschen und Mädchen zogen vorbei. Aus den Ställen tönte das Blöken der Ziegen und das Brüllen der Rinder, die nach Futter verlangten. Dann versank das Dorf in das tiefe Dunkel nächtlicher Stille. . . .

Wenngleich die Tante versicherte, sie glaube schon lange selber nicht mehr an die Möglichkeit der Rückkehr ihres längst verschollenen und von aller Welt vergessenen Mannes, so mußte sie doch noch nicht ganz die Hoffnung aufgegeben haben. Als wir wieder einmal am Freitag den Weg zur Kreuz-Chaussee antreten wollten, blieb mein Vetter plötzlich stehen und meinte: „Wozu gehen wir denn eigentlich, Tante? Du glaubst doch selber nicht mehr, daß der Onkel wiederkommt.“ Die alte Frau sah erschrocken auf den Knaben herab, sekundenlang wortlos. Dann bat sie einschmeichelnd: „Komm' nur, mein Herzchen! Ich habe das garnicht so gemeint. Sind wir bisher vergebens hinausgegangen und würden wir heute fern bleiben, dann könnt' es ja möglich sein, daß er gerade heute käme. Denke Dir, wie leid uns das dann thäte! Komm', mein Söhnchen, vielleicht gerad'

heute." Sie sagte den noch immer unschlüssigen Knaben an der Hand und so gingen wir den gewohnten Weg. . .

Zwei Jahre verstrichen, und die Tante stellte immer noch nicht ihre Gänge zur Kreuz-Chaussée ein. Ich hatte sie aber seitdem nicht wieder gesehen.

Der alte Pfarrer des Dorfes war gestorben, ein anderer hatte seine Stelle eingenommen. Ein Mann in den besten Jahren, mit liberalen Anschauungen in das weltliche Dorf versetzt, erweiterte er seinen Verkehr über den üblichen mit dem Lehrer und Bürgermeister hinaus, auch auf die intelligenteren Juden. Allmählig kam er mit unserem Großvater, mehr noch mit dessen Sohn, unserem Onkel, sowie dessen Schwester, der Mutter meines Väschen und Vettlers, öfter zusammen. Die ungewöhnliche Belesenheit der Beiden und ihre Manieren, die so vortheilhaft von den Gepflogenheiten der übrigen Dorfbewohner abstachen, förderten in kurzer Zeit einen freundschaftlichen Verkehr zwischen dem Geistlichen und meinen Verwandten. Ein Mann wie Onkel Juda, der ein für die damalige Zeit sehr großes Stück Welt gesehen hatte, dann, in das heimathliche Dorf zurückgekehrt, an Ruhe- und Feiertagen, wie in der arbeitsstillen Winterszeit mit schöngeistiger Litteratur und philosophischen Büchern sich beschäftigte, in der übrigen Zeit gemeinsam mit seinen Tagelöhnern selber Acker und Weinberge bestellte, ohne sich um Handel oder sonstigen Erwerb zu bemühen, der dabei ein strenggläubiger Jude mit unbeugbaren Grundsätzen war — ein solcher Mann mochte dem geistlichen Herrn zuvor noch nie begegnet sein. In seine Anschauungsweise und Erfahrung über die Dorfsjuden, die er nur als Handelsleute, Hausirer und Makler kannte, paßte die achtungsgebietende Erscheinung dieses „Dorfsparneß“ ebenso wenig, wie die vornehme Gestalt seiner Schwester zur Dorfsjüdin.

(Fortsetzung folgt).



Das kürzlich erschienene Buch, Antonio Ciscato's „Gli Ebrei in Padova“ (Die Juden in Padua), bildet einen interessanten, lehrreichen Beitrag zur Geschichte der Juden in Italien überhaupt. Einem längeren Aufsatz, den E. Brosch-Venedig dem Buche in der „Frankfurter Zeitung“ widmet, entnehmen wir folgende Einzelheiten: „Unter der Herrschaft der Carrareser war die Lage der Juden in Padua eine sehr günstige. Im J. 1334 wurde ihnen der Ankauf eines Terrains zur Anlegung eines Friedhofes erlaubt, was wie folgt motivirt wurde: „Trotzdem die Juden der christlichen Gemeinde nicht angehören und deren Lehren nicht anerkennen, sind sie doch Menschen wie wir“. Die Paduaner Juden hatten zu jener Zeit schon Schulen und Vorsänger. Kein Jude brauchte Erkennungszeichen auf den Gewändern zu tragen. Die Herrlichkeit dauerte aber nur so lange, als die Carrara über Padua herrschten. Nach Eroberung der Stadt durch die venezianische Republik schlug die vortheilhafte Lage der Juden alsbald in's Gegentheil um; sie mußten Häuser und Grundbesitz verkaufen, und es wurde ihnen nur von fünf zu fünf Jahren Aufenthaltsrecht bewilligt. Alle Mitglieder der jüdischen Gemeinde hatten seit dem Osterfest 1603 im Ghetto zu wohnen und durften außerhalb desselben nur an Markttagen verkehren. Eine Beschreibung der ihnen angewiesenen Zwangswohnstätte lautet wörtlich: „Die Häuser des Ghetto sind, was die Lage betrifft, beinahe unbewohnbar, ohne Höfe und Gärten, jeder Bequemlichkeit, wie sie andere Häuser haben, baar; trotzdem zahlen wir den Eigenthümern hohe Mieten, die sie, wenn sie an Christen vermieten würden, nicht erreichen könnten“. Schon früher hat die Republik verordnet, das die Juden ein Erkennungszeichen tragen mußten. Nur auf Reisen und am letzten Faschingstage, wo der Zulauf in die Stadt ein größerer war, durften sie dies Zeichen ablegen. Immer dispensirt von dieser Regel sind in dem Punkte die jüdischen Aerzte geblieben, deren Tracht keine Besonderheiten aufwies. Trotz alledem war das Dasein der Juden in Padua erträglicher als sonstwo, denn die Republik regierte nachsichtig. Große Freude herrschte in der Stadt, wenn ein Jude sich taufen ließ; die Ceremonie feierlich verlief und die Edelleute wett-

eiferten, Pathe zu stehen. Im XVII. Jahrhundert wanderten zahlreiche deutsche, spanische und portugiesische Juden ein, von denen Viele die Paduaner Universität bezogen, wo aber nur das Studium der Medizin gestattet war. Endlich fing es in der altersschwachen Republik gewaltig zu gähren an. Die französische Revolution fand ihr Echo auch in Padua. Ein jüdischer Arzt Salom, der liberale Ideen öffentlich kundgab, wurde in den Kerker geworfen. Doch der Stein, der in's Rollen gekommen war, ließ sich nicht mehr aufhalten. Am 29. April 1797 hielten die Franzosen ihren Einzug in Padua, vertrieben die alte Magistratur, Salom wurde aus dem Gefängnisse befreit und sogar als Erster in den Gemeinderath gewählt. Am 28. August desselben Jahres wurde das Ghetto aufgehoben, um nimmer wieder zu entstehen.



Es war bekannt, daß der Satiriker, Popular-Philosoph und Physiker Georg Christoph Lichtenberg, von 1769—1799 Professor an der Universität Göttingen, zu den begeisterten Verehrern und Bewunderern Moses Mendelssohn's gehörte. Wie innig er dem großen jüdischen Weltweisen zugethan war und wie hoch er seine Bedeutung bewertete, offenbart nachstehendes (in dem zweiten Bande der von Feigmann und Schüdekopf neuerdings herausgegebenen „Briefe Lichtenberg's“ mitgetheiltes) Schreiben, das er nach dem Tode Mendelssohn's, am 21. April 1786 an Friedrich Nicolai gerichtet hat, um ihm für seinen dem heimgegangenen Freunde in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ gemachten Nachruf zu danken: „Das Denkmal, welches Sie Moses Mendelssohn in Ihrer Bibliothek errichtet haben, ist vortrefflich und hat mich bis zu Thränen geführt. Ich lese es täglich wieder. Die Häupter sterben hin, und Gott weiß, was die Erbsinnen machen werden. Der Laudator temporis acti regt sich täglich härter in mir, ich fürchte fast, daß es Alter ist. Ich weiß nicht. Allein Sie, werthgeschätzter Freund, Sie müssen Mendelssohn's Biograph werden. Erlauben Sie mir einmal, daß ich frei rede, man ist bei offenem Herzen nirgends besser aufgehoben als bei Ihnen. Es zeigt sich hier, wie mich dünkt, für Sie eine Gelegenheit, ein Zusammenfluß von Umständen, Ihren bereits gegründeten Ruhm mit einem Werk zu krönen, die, ich möchte fast sagen seltener sind als das Genie, sie zweckmäßig zu nützen. Das Leben Mendelssohn's müßte unter Ihren Händen ein fundamentalwerk für die Menschheit werden. Toleranz, wahre Gotteserkenntniß, wahrer Protestantismus, Ueberzeugung, daß man, ohne Kaiser oder König von Preußen zu sein, in dem einen bescheidenen Sprengel, ohne einen Großen auszugeben, sehr viel Gutes thun kann, wäre es auch nur das Almosen der Verträglichkeit und der der Zeit angemessenen Anschmiegung an Lehrmeinungen, die sich noch nicht umschaffen lassen; Hoffnung, daß diese Almosen, im großen Schatz zur Besserung der Welt niedergelegt, dereinst sicher ihre Interessen tragen werden; Uebung eigener Denkfraft der Mitglieder des Rath's über Wahrheit und Irrthum ohne Rücksicht auf Namen, zu allem diesen würde sich Gelegenheit finden, und zwar eine, die vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder vorkommen möchte. Es wird so bald kein Mendelssohn wieder sterben, und geschieht es in hundert Jahren etwa einmal wieder, wird da auch ein Nicolai wieder da sein, der der Welt mit der Ueberzeugungskraft für die Stärkeren und mit dem Kredit und der Autorität für die Schwächeren, also für alle auf einmal mit der Macht des Stils, die Sie besitzen, sagen können wird, das haben wir verloren, so sieht es um unser Vaterland aus, und das müssen wir thun? Sie können das alles sonst tausendmal sagen, aber das Publikum wird so leicht nie wieder die Disposition haben, es so aufzunehmen. Man will jetzt etwas lernen und annehmen, und der Beifall fliegt Ihnen entgegen. O hätte ich doch Mendelssohn gekannt wie Sie, hätte ich Ihre Erfahrung in der Welt und Ihre Thätigkeit! Ich schicke Ihnen wahrlich statt dieses ganzen, aus dem Herzen fließenden Saturs das Manuscript zum ersten Bogen. Mendelssohn wird auf diese Weise vollenden, was er angefangen hat, Sie werden sein Leben fortleben, wenn Sie sich der Arbeit unterziehen. Glauben Sie, Ihres verstorbenen Freundes Seele hat sich Ihnen nicht vergeblich mitgetheilt. Im Physischen lebt das Gehörte noch immer im Nachkommen fort, warum nicht auch hier? O nützen Sie diesen Zeitpunkt, mit der Welt ein Wort zu reden! Sie hat ihre eigene Weise und die Kraft der Lehre ihre Seiten; geht diese vorüber, so wird ein Augenblick im Kampf mit Aberglauben, falscher Religion und falscher Philosophie z. versäumt, den unsere Augen nie wieder haben werden. . . Ich habe noch nie Subskribenten gesammelt; für dieses Werk verspreche ich Ihnen meinen ganz unbeschränkten Beistand von der Seite, ich will alles thun, was ich in der Welt kann, doch eines solchen Beistandes bedarf ein solches Werk nicht. Lassen Sie sich doch ja dieses gesagt sein, denn wer in aller Welt will es thun, wenn Sie es nicht thun?“

Inhalt: Kaiser und Jüdin. — Die Dorfseele. — Allerlei.

Die Dorfseele.

Historische Erzählung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Rahn.

17

Daß wohlhabende Juden vom Dorf in die Stadt zu ziehen pflegen, war dem Geistlichen bekannt und verständlich; wie aber derart geistvolle, ungewöhnlich gebildete Menschen auf einem abgelegenen Dorf verbleiben und sich da augenscheinlich ganz wohl fühlen konnten, das war ihm unerklärlich. Mit der klaren Denkweise, die man nicht selten bei Landgeistlichen trifft, richtete der Pfarrer seinen Blick, indem er die ihm so interessanten Menschen beobachtete, auf deren Elternhaus, auf den Großvater und Tante Treinle, und er begriff: die Pietät der Kinder band hier die Geschwister an den hochbetagten Vater und dessen Schwester, dann aber auch ein gewisser Familienstolz. Hier war, seitdem Juden sich daselbst niedergelassen hatten, der Sitz der Familie, hier waren sie die ersten, die angesehensten und einflussreichsten des Landes gewesen. Eine stolze Tradition fesselte sie an die Scholle, die sie, als die ersten und einzigen Stammesgenossen, als gesichertes Eigenthum erwerben konnten, bevor im ganzen Lande ringsum Juden überhaupt nur wohnen durften.

Je länger der geistliche Herr in Partenheim weilte, je häufiger er mit Onkel Juda, den er einen „Philosophen hinter dem Pfluge“ nannte, verkehrte, desto größer ward sein Interesse für Tante Treinle, in der er, mehr noch wie im Großvater, den geistigen Mittelpunkt der Familie erkannte. Sie las Klassiker in zwei Sprachen, war bibelfundig, weltklug und hatte sich in der bauerischen Umgebung die guten Manieren bewahrt, welche sie aus dem Schlosse empfangen hatte. Der Pfarrer schätzte die geistesfrische Greisin ungemein; ihr herbes Schicksal erweckte seine innigste Theilnahme, die Seelengröße und das Gottvertrauen, mit der sie daselbe trug, erfüllten ihn mit Bewunderung. Alt und Jung im Dorfe nannte sie nur Tante Treinle. Diese unter den sonst wenig zärtlichen Bauern ungewöhnliche Erscheinung mußte ihren Grund haben, und der Pfarrer fand ihn bald heraus: Die thörichten Dorfbewohner dehnten nicht nur nicht das ihnen sonst gegen Juden innwohnende Vorurtheil auf Tante Treinle aus, sondern sie waren geradezu zutraulich zu ihr. Die kluge Frau gab ihnen öfter guten Rath, aber häufig genug, was noch werthvoller ist, wie der beste Rath: sie half ihnen mit Geld aus. In Krankheitsfällen holten sich die Bauern einen Löffel Suppe bei Tante Treinle, die keiner so gut kochen konnte, ein andermal erfrischenden Himbeersaft und was der alte Doktor Lurell sonst noch aus ihrer reichen Vorrathskammer kannte. Der Pfarrer nannte sie aber nicht wie Jedermann im Dorfe „Tante Treinle“, oder wie die noch wenigen ganz alten Leute „Frau Braut“, er fand den besten Namen für sie: „die Dorfseele“.

Das war auch thatsächlich der zutreffendste Name, den man für Tante Treinle finden konnte. Alles in Allem nur eine alte, jüdische Frau, die fest am Hergebrachten hing, war sie eben eine Dorfbewohnerin und dennoch so wie sie war, Jedem etwas, und das fühlten fast Alle übereinstimmend. Ob die Schulkinder, ob die jungen Burschen und Mädchen oder die alten Leute beim Vorübergehen „Gut Zeit, Tante Treinle“ wünschten, es klang doch ganz anders, als wenn sich die übrigen Dorfleute grüßten. Sie war eben die „Dorfseele.“ Sie blieb es noch eine Weile und ging nach wie vor jeden Freitag, freilich jetzt nur wenn das Wetter günstig war, an die Kreuz-Chaussee. Da begegnete ihr einmal hinter dem Pfarrer, der sie ehrerbietig grüßte, ihr Jugendfreund Simon Pappenheimer. Wenige Schritte vor ihr blieb er stehen.

„Sag' mir doch 'mal Treinle, ich muß oft darüber nachdenken, wenn's umgekehrt gewesen wäre; ich meine, wenn Du nach Rußland gezogen und Dein Joseph hiergeblieben wäre. Glaubst Du, er würde ledig geblieben und

über die fünfzig Jahre jeden Creu Schabbes nach der Chaussee gegangen sein, auf Dich zu warten?“

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete sie: „Ja, das glaub' ich ganz fest, Simon. Mein Joseph hat mich so grenzenlos geliebt, wie ich ihn geliebt habe ihn bis zu dieser Stunde noch liebe. Und so lange mir Gott Leben giebt, werd' ich ihm entgegengehen, auch da ich weiß, daß er nicht mehr zu mir kommen wird, so lange, bis ich zu ihm komme. Du weißt doch wie es in der Fastora vom zweiten Tag Rosch Haschono heißt: „Ahawas anlom ahawtich al ten moschachlich chosed, mit ewiger Liebe habe ich Dich geliebt, darum zog ich Dir nach mit Gold,“ und Du weißt auch, Simon, wie es ferner im Hohen Lied heißt: „Ki aso mimowes ahawo, stärker wie der Tod ist die Liebe.“ Warum willst Du mich jetzt, nach einem Menschenalter, in Vertrauen und Liebe mißtrauisch machen?“

Sie ging hoch aufgerichtet weiter, während Simon Pappenheimer, auf seinen Stoch gestützt, ihr noch lange verwundert nachsah. Kopfschüttelnd wandte er sich weiter. „Ki aso mimowes ahawo,“ murmelte er, „die Liebe ist stärker wie der Tod; es ist doch etwas daran.“

Der Kanonendonner von Königgrätz weckte die Völker Europas aus langer Ruhe im still hinsinkenden Leben.

„Es werden gewaltige Zeiten kommen“ prophezeite Tante Treinle, „die Menschen werden es besser bekommen, aber sie werden nicht glücklicher werden, dazu gehört etwas Innerliches, worauf der meiste Werth gelegt werden muß, mehr als die Leute jetzt thun.“

Dann kam das Sukkothfest. Der Großvater und Tante Treinle saßen in der Sukkoth beisammen. Da begann die Tante:

„Warum, wenn ich einmal nicht mehr bei Dir sein sollte, dann geh' nicht aus unseres Vaters Haus! Wie Du jetzt in Deiner Sukkoth sitzt als eig'ner Balbo, ¹⁾ so bleib' in Deinem Hause und gehe zu keinem Kind, zu keiner Schwiegertochter und keinem Schwiegerjohn! Ehe Du das thust, Marumchen, vermach' lieber Einem, der Dich in Deinem Haus verpflegt, das Haus, oder ein paar Wingert.“ ²⁾

Der Großvater blickte seine Schwester bestrebt an und sagte lange Zeit nichts, dann fragte er: „Warum kommst Du grad' heut darauf?“

„Warum? Darum,“ replizierte Tante Treinle. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Man soll an Alles denken, was einmal kommen muß. Und ich muß doch auch für Dich denken. Du warst mein Bruder und mein Vater zugleich; Du hast mich lieb gehabt, und nur Eins hab' ich an Dir gefürchtet: Du bist zu hitzig, kommst so leicht im Zorn. Kannst Du Dir denn das gar nicht abgewöhnen?“

„Schwer, arg schwer, Treinlechen, weil ich mir das Zornigwerden schon sechsundachtzig Jahr' angewöhnt habe. Ich will's aber versuchen“, versprach der Greis freundlich, indem er dicke Tabakwolken aus seiner Pfeife blies.

Am Roschano rabboh legte sich die Tante um die neunte Vormittagsstunde zu Bett.

„Es ist nichts, nur ein bischen schwach fühl' ich mich,“ beschwichtigte sie ihren Bruder.

Um die Mittagsstunde saß er in ihrer Stube am offenen Fenster und rauchte wie sonst. Da richtete sich die Tante im Bette auf und sagte:

„Höre, Marum! Mein Cholom ³⁾ geht in Erfüllung. . . . Ich bin im dunklen Wald. Er lichtet sich vor meinen Blicken, und die schöne, hell erleuchtete Sukkoth öffnet sich, . . . Unser Harte und Graale, unsere Eltern, die Bepp

¹⁾ Herr. ²⁾ Weinberg. ³⁾ Traum.

